



BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG UND PASTORAL

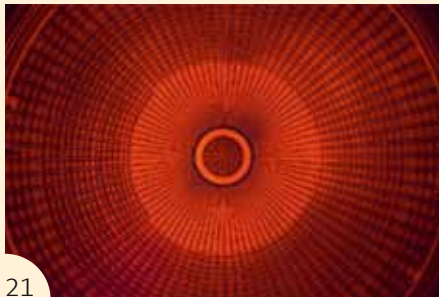




10



18



21



30



37

1 VORWORT

2 »DER WOHNUNGSMARKT BESTIMMT DIE KATHOLISCHE STRUKTUR«

Klaus Dieter Hoffmann über demografische Entwicklung
Alfred Herrmann

7 »WILLKOMMEN IM LAND ZUM LEBEN«

Eindrücke aus dem Pastoralen Raum
Usedom-Anklam-Greifswald
Dr. Christian Berkenkopf

10 »DER ZUZUG VON MENSCHEN FÜHRT NICHT AUTOMATISCH ZUM ANWACHSEN«

Eindrücke aus dem Pastoralen Raum
Oranienburg-Birkenwerder-Hennigsdorf
Katrin Schmidt

13 »EINE OFFENE TÜR ZEIGT AUF EIN OFFENES HERZ.«

Neues Gemeinde- und Begegnungszentrum
für die Pfarrei Buckow-Müncheberg
Alfred Herrmann

16 »VIEL ENGAGEMENT FÜR DAS GEMEINDELEBEN UND DIE SOZIALEN FRAGEN IM BEZIRK.«

Erste Eindrücke aus Marzahn-Hellersdorf
Pater Josef Kahmann SDB

18 WO VOLKSGLAUBEN AUF DIASPORA TRIFFT

Kirche in der Oder-Grenzregion
Christina Bustorf

21 »WAS IST DIR HEILIG? - »LICHT.REICH«

Kathedralprojekte
Carla Böhnstedt

26 750-JAHREFEIER DER HEILIGSPRECHUNG DER HL. HEDWIG

Von der Fahrt nach Breslau für Verantwortungsträger
in den Pastoralen Räumen
Uta Raabe

30 »DER VERLUST DER HEIMAT IST SCHWERWIEGEND.«

Interview mit Amil Gorgis von der Syrisch-Orthodoxen Gemeinde
Michael Haas

33 RUNTER VOM BERG

Impulstag »Kirchenentwicklung« liefert
Anregungen zur Entwicklungsphase
Alfred Herrmann

37 BUCHBESPRECHUNG

»Stadt – Land – Kirchen«
von Christine Goetz und Constantin Beyer
Konstantin Manthey

»GOTT, DU LIEBST DEINE GESCHÖPFE, UND ES IST DIR EINE FREUDE, BEI DEN MENSCHEN ZU WOHNEN.«

Tagesgebet am 6. Sonntag im Jahreskreis

Liebe Leserin, lieber Leser

Statistik ist in der Regel eine sehr trockene Angelegenheit, es sei denn, die Erhebungen spiegeln Veränderungen wieder, die wir in unserem Alltag erleben. Wenn sich unser Wohnumfeld verändert, ist das fast immer der Fall. In Berlin leben wir in einer wachsenden Stadt, die eine dynamische Entwicklung durchläuft. Wir erleben viele Aufbrüche, aber auch die Kehrseite dieser Entwicklung: volle Bahnen, Mietsteigerungen u.v.m. Die Hauptstadt ist in den letzten Jahren um fast 250.000 Menschen gewachsen. Hinzu kommen die Geflüchteten, die vielfach noch nicht in die Statistik aufgenommen worden sind. Parallel zu dieser Entwicklung hat sich auch der Katholikenanteil bei uns erhöht. Unter den Zugezogenen sind Katholiken mit deutschem und ausländischem Pass.



Die Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung betrifft auch die Städte und Dörfer in Brandenburg und Vorpommern. Viele ländliche Gebiete waren und sind von Wegzug betroffen, weil Arbeitsplätze fehlen. In einigen Gegenden hat sich dieser Trend gewandelt. Die Oder-Grenzregion ist für viele Menschen aus Polen interessant geworden, weil man hier Bauland und Wohnungen günstig erwerben kann. Die Pfarrei St. Otto in Pasewalk beispielsweise hat sich in den letzten Jahren mehr als verdoppelt. Von den 2125 Gemeindemitgliedern haben 1210 die polnische Staatsangehörigkeit. Wieder anders ist die Situation in Greifswald oder in Potsdam, wo Wissenschaftler, Kulturschaffende und Unternehmer neue Mitglieder der Gemeinde geworden sind.

Im Erzbistum Berlin gibt es Landstriche mit starkem Bevölkerungsrückgang und es gibt Wachstumsregionen. Die Menschen ändern häufiger und schneller ihren Wohnsitz als das früher der Fall war. Kommunen und Wohnviertel wandeln sich durch die demografische Entwicklung, die Binnenwanderung und durch den Zu- und Abzug der Menschen. Eine Pastoral, die vor wenigen Jahren noch passend war, kann heute schon an der Lebenswirklichkeit der Menschen vorbei gehen. Der Stadtentwickler Klaus-Dieter Hoffmann erläutert in dieser Ausgabe der INFO seine These, dass der »Wohnungsmarkt die katholische Struktur bestimmt«. Sie finden Beispiele und Versuche, wie die Pastoral angemessen auf die jeweilige Bevölkerungsentwicklung reagieren kann. Die Kirche muss da sein, wo die Menschen sind. Im Tagesgebet heißt es: **Gott ist es eine Freude, bei den Menschen zu wohnen.**

*Eine gesegnete Karwoche und ein frohes Osterfest wünscht Ihnen
Hermann Fränkert-Fechter*

Alfred Herrmann

»DER WOHNUNGSMARKT BESTIMMT DIE KATHOLISCHE STRUKTUR«

KLAUS-DIETER HOFFMANN ÜBER DEMOGRAFISCHE ENTWICKLUNG

»Berlin war schon immer eine dynamische Stadt.« Klaus-Dieter Hoffmann blickt aus dem Fenster seines Büros im elften Stock der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung in Wilmersdorf. Er schaut über die zahllosen Lichter der Spreemetropole und ergötzt: »Die Kirche muss daher auch dynamisch sein.«

Den Stadtplaner faszinieren demografische Zahlen. Er nennt es sein Hobby, sie mit Blick auf die Situation der katholischen Kirche zu betrachten. Seit etwa 15 Jahren hält das Kirchenvorstandsmitglied von St. Christophorus in Nord-Neukölln regelmäßig Vorträge in den Pfarreien der Stadt, um sie über die demografischen Veränderungen in ihren Kirchengemeinden zu informieren. Er möchte die Verantwortlichen vor Ort dafür sensibilisieren, dass

aus dem abstrakten Zahlenwerk über Bevölkerungsentwicklung und Wanderungsbewegungen, Altersstrukturen und Migration durchaus Konsequenzen für die Pastoral, die Liturgie und das diakonische Engagement erwachsen können.

Dass sich die Demografie der Bezirke, Stadtteile und Quartiere analog auf die Situation in den Pfarrgemeinden übertragen lassen, lehrt dem 60-Jährigen die Erfahrung. »Wenn ein hoher Anteil an Kindern in einem Stadtquartier zu verzeichnen ist«, so Hoffmann, »gibt es auch in der dortigen katholischen Kirchengemeinde viele Kinder. Und wenn im Stadtteil

viele Senioren leben, dann gibt es auch mehr Senioren in der Pfarrei.« Daher lohne der Blick auf die allgemeinen demografischen Zahlen vor allem jetzt, während der Entwicklungsphase im Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt«. Dieser Blick sollte allerdings keine Eintagsfliege bleiben, sondern regelmäßig erfolgen, am besten alle zwei bis drei Jahre, schlägt Hoffmann vor, um zu wissen, was sich auf dem eigenen Territorium verändert. »Mit diesen Erkenntnissen gilt es dann, über die Auswirkungen auf die Pastoral und die Konzepte der Pfarrei nachzudenken.«

Dynamisch zeigt sich Berlin momentan vor allem im Zuzug. Die Zahl der Einwohner steigt und steigt, von 2012 bis 2017 von 3.469.621 auf 3.688.976. Folglich nimmt auch die Zahl der katholischen Christen in Berlin zu, laut Statistik des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz von 326.508 in 2012 auf 331.431 in 2016. Der Zuzug basiere auf Wirtschaftswachstum, so Hoffmann: »Vor allem sind es junge Menschen. Sie kommen meist aus dem Ausland, insbesondere aus der EU, und damit auch aus katholisch geprägten Ländern wie Italien, Spanien, Kroatien und Polen.« Unter anderem stieg die Zahl der polnischen Katholiken im Erzbistum Berlin in der Zeit von 2009 bis 2017 von 35.200 auf 47.200, die der italienischen von 8.500 auf 10.700.

»Wie geht die eigene Pfarrei mit einem neuen Gesicht um? Wie ansprechbar, wie offen, wie kommunizierend ist die eigene Kirchengemeinde?«, formu-



Klaus-Dieter Hoffmann

liert Hoffmann erste pastorale Konsequenzen, die sich aus dem anhaltenden Zuzug ergeben. Es brauche ein positives Begrüßungsklima in den Pfarreien, ist er überzeugt. Andockstellen, an denen Zuzügler mit Kirche in Berührung kommen, müssten als solche durch die Gemeinde wahrgenommen und entsprechend gestaltet werden wie zum Beispiel eine Kita: »Wir in St. Christophorus betrachten unsere Kita als Durchlauferhitzer, als Ort, an dem wir Menschen begegnen, die sonst noch weit weg von Gemeinde und Sonntagsliturgie stehen.«

EIN ZEHNTTEL PRO JAHR ZIEHT UM

Besonders dynamisch zeige sich die Stadt im Umzugsverhalten ihrer Einwohner. Ein Zehntel aller Berliner wechsle pro Jahr den Wohnsitz, nennt Hoffmann einen Richtwert und holt eine Karte hervor: »Einwohneranteile mit einer Wohndauer von mindestens fünf Jahren«. Im Durchschnitt bleiben 62 Prozent der Berliner länger als fünf Jahre in einer Wohnung, heißt es auf der Karte, die auf dem Wohnungsmarktbericht der Investitionsbank Berlin basiert. Auf ihr wird sichtbar: im Stadtzentrum herrscht eine hohe Fluktuation. In manchen Quartieren bleiben mehr als 55 Prozent der Einwohner keine fünf Jahre in einer Wohnung. Anders sieht es in den äußeren Bezirken aus. Dort lebt die Bevölkerung wesentlich beständiger, mancherorts sind es über 75 Prozent, die langfristig ihre Wohnadresse beibehalten.

Mit Blick auf die Umzugsstatistiken zeigt sich eine Verschiebung unter anderem bei den polnischen Katholiken, der größten Gruppe ausländischer katholischer Christen in Berlin, von der Innenstadt in die Außenbezirke. Lebten in den drei Pfarreien des Pastoralen Raums Nord-Neukölln im Jahr 2009 noch 3.868 polnische Katholiken, waren es 2017 nur noch 2.557. Lebten in den drei Pfarreien des Pastoralen Raums Spandau-Süd 2009 972 katholische Christen aus Polen, waren es 2017 bereits 2.130. Waren es in den beiden Pfarreien des Pastoralen Raums Schöneberg-Tiergarten Süd 2009 1.536 polnische Katholiken, sank dort die Zahl bis 2017 auf 1.228. Lebten in den vier Pfarreien von Wuhle-Spree im Jahr 2009 713 katholische Christen aus Polen, stieg die Zahl bis 2017 auf 2.175.

Hoffmann legt neben die Karte zur Wohndauer eine Karte zum Durchschnittsalter der Berliner. Sie ist in ihrer Farbgebung fast deckungsgleich und zeigt: nach außen hin sind die Einwohner durchschnittlich älter. Gibt es im Innenring Planungsräume mit einem Durchschnittsalter der Einwohner von unter 35 Jahren, finden sich an den Rändern welche mit 50 Jahren und älter. Hoffmann spricht von Studenten, Singles, Berufseinsteiger, junge Mitarbeitende von Start-ups. Sie fühlten sich in den urbanen Strukturen im S-Bahn-Innenring wohler, meint er. Dann spricht er von Familien, die in einem Einfamilienhaus im Außenbezirk alt werden, von Quartieren mit hoher Mietwohnungsdichte, von Bereichen mit niedrigem und hohem Wohneigentumsbestand. »Es gibt verschiedene Lebensphasen, in denen Menschen umziehen und dabei ganz unterschiedliche Wohnbedürfnisse im Blick haben«, erklärt er und zählt

auf: »die Ausbildungsphase, der erste Arbeitsplatz, die Familiengründung, die Phase der Vereinsamung, wenn die Kinder aus dem Haus sind, die Berentung, das hohe Alter.«

WOHNUNGSMARKT BESTIMMT DIE KATHOLISCHE STRUKTUR

Der Wohnungsmarkt bestimme ganz wesentlich die katholische Struktur der Stadt, lautet eine zentrale These Hoffmanns, und damit auch die Pastoral. Faktoren wie Mietpreis, Image des Viertels, Schul- und Kinderbetreuungssituation lenken die Umzugsströme und damit, wo sich welche pastoralen und diakonischen Anfragen stellen. Als Beispiel nennt Hoffmann die Kita von St. Christophorus: Während lange Zeit vor allem muslimische Familien ihre Kinder in die katholische Kita brachten, kommen mittlerweile mehrheitlich Kinder mit christlichen Wurzeln, ein Ausdruck zunehmender Gentrifizierung in Nord-Neukölln. Die Altbauten werden attraktiv und damit hochpreisiger. Sogenannte DINKs, »Double income no kids«, sprich finanzstarke Paare sowie Familien mit akademischem Hintergrund, vorwiegend aus Deutschland und anderen EU-Staaten, ziehen ein. Gleichzeitig verlassen sozialschwäche-



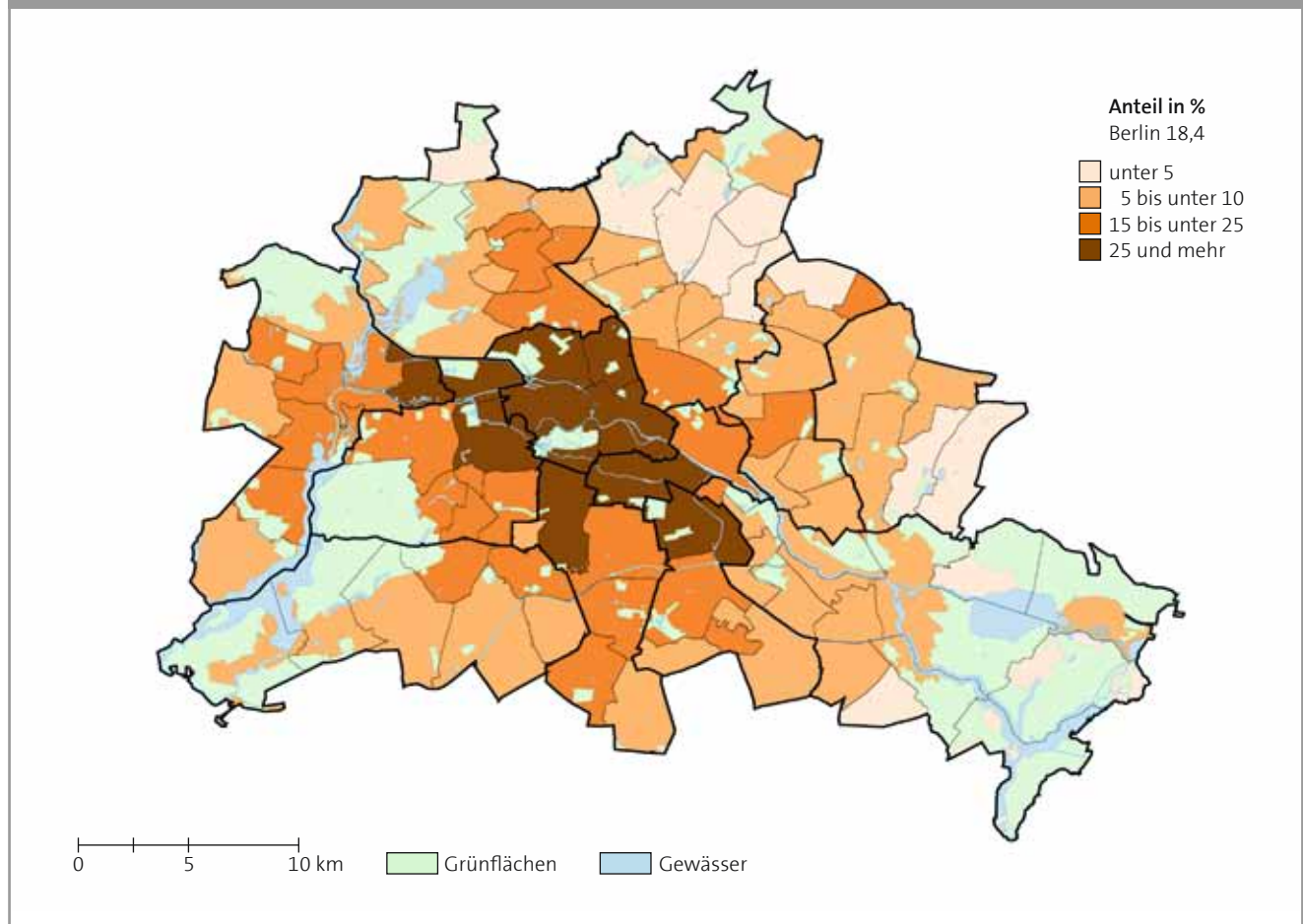
*Was uns fehlt, sind günstige Wohnungen
für sozialschwache Menschen.*



re, türkische Familien die Gegend und gehen in den Süden Neuköllns. Eine Wanderungsbewegung, die nicht zum ersten Mal zu beobachten ist: »Schon als die Gropiusstadt gebaut wurde, blutete St. Christophorus und St. Clara aus«, erinnert sich Hoffmann. »Man ging in den Süden, weil die neuen Wohnungen dort attraktiv waren. Die unsanierten, günstigen Altbauten im Norden bezogen hingegen vermehrt türkische Familien.«

Diese Entwicklung habe pastorale Konsequenzen sowohl für St. Christophorus in Nord-Neukölln als auch für St. Dominicus in der Gropiusstadt. »Wir im Norden müssen aufmerksam beobachten, was für eine Struktur bei uns nun entsteht, welche Leute Interesse an religiösem Vollzug, an Kirchengemeinde oder an sozialen Projekten haben.« Für St. Dominicus stelle sich hingegen stärker die Frage nach dem Umgang mit ausländischen Christen, nach karitativem Engagement für sozialschwache Familien, nach Dialog mit Menschen anderer Religion. »Gleichzeitig sehen wir in Nord-Neukölln: was uns fehlt, sind günstige Wohnungen für sozialschwache Menschen. Wir überlegen daher, welche Möglichkeiten wir als Kirchengemeinden hier haben, dieses Wohnsegment anzubieten.«

Anteil ausländischer Einwohnerinnen und Einwohner an allen Einwohnern in Berlin am 31. Dezember 2016 nach Ortsteilen in Prozent



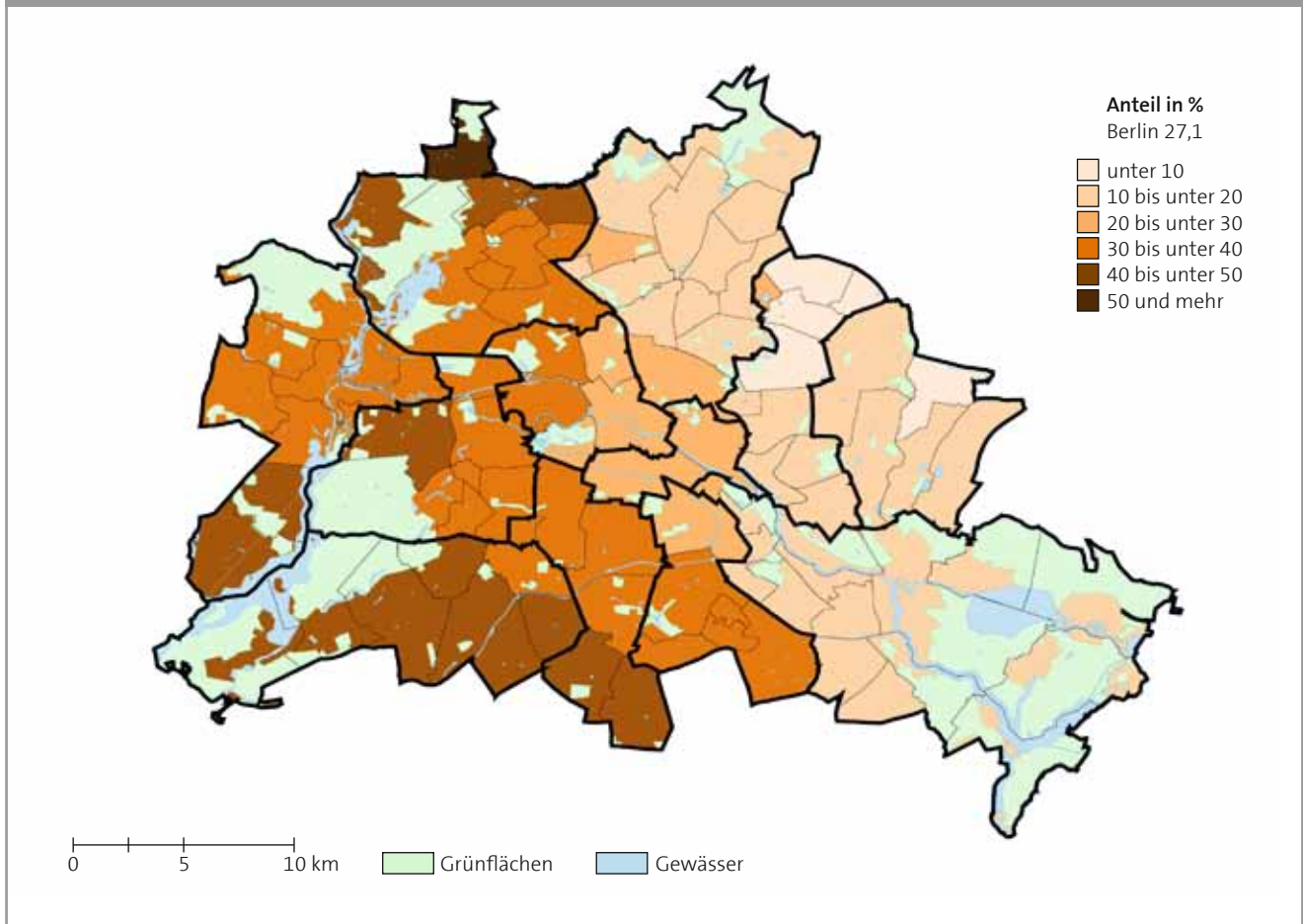
Amt für Statistik Berlin-Brandenburg,
Statistischer Bericht,
31.12.2016, AI5-hj 2/16, S. 36

In Stadtteilen wie Kaulsdorf und Mahlsdorf zeigen sich andere Herausforderungen, so Hoffmann. »In die dortigen Einfamilienhäuser zogen in den 90er Jahren viele Familien. Jetzt sind die Kinder bei den meisten aus dem Haus.« Bei solch einer Baustruktur komme es zwangsläufig zu Phasen, in der die Erstkommunikinder weniger werden, da die Viertel überaltern. Wichtig für eine Pfarrgemeinde sei es, diese Entwicklung rechtzeitig zu erkennen und sich darauf einzustellen. Es entstünden neue Möglichkeiten des christlichen Engagements. »Habe ich mehr Senioren, können diese sich zum Beispiel als Lern- und Sprachpaten für Kinder vielleicht in kinderreichen Nachbargemeinden einsetzen.«

Dass das Pendel wieder in die andere Richtung ausschlagen wird, zeigt sich zurzeit in Nord-Neukölln. Mehr und mehr sind dort die Senioren aus dem Kiez verschwunden. Zur Altersgruppe der Über-65-Jährigen zählen nur noch rund neun Prozent. Zum Vergleich: der Durchschnitt für ganz Berlin liegt in diesem Alterssegment bei gut 19 Prozent. So ist es auch kein Wunder, dass zum Beispiel St. Christophorus vor kurzem das Seniorenangebot mangels Senioren einstellen musste. Hoffmann macht deutlich: »Der Blick auf die Demografie kann helfen, zu verstehen, dass nicht jede Pfarrei zu jeder Zeit für alle etwas anbieten muss.«

Was die Alterssituation betrifft, präsentiert der Stadtplaner Zahlen zum Pastoralen Raum Schöneberg-Tiergarten Süd. Er zeigt die »Alterspyramiden« der beiden Pfarreien St. Matthias und St. Norbert, die jedoch weniger Pyramiden als Bäumen mit dünnen Stämmen gleichen. Deutlich wird: typisch für den innerstädtischen Bereich bevölkern viele junge Erwachsene diesen Pastoralen Raum. Allerdings gibt es nur wenige Kinder und Jugendliche. Der dünne Stamm verwei-

Anteil deutscher Mitglieder der Evangelischen Kirchen und der Römisch-katholischen Kirche an allen deutschen Einwohnern in Berlin am 31. Dezember 2016 nach Ortsteilen in Prozent



se in die Zukunft der Kirche, meint Hoffmann. Der Zuzug lasse die Kirche momentan jünger erscheinen, als sie ist: »Die Zahl der katholischen Christen wird in Zukunft sehr stark zurückgehen.«

Amt für Statistik Berlin-Brandenburg,
Statistischer Bericht,
31.12.2016, AI5-hj 2/16, S. 42

AUSLÄNDISCHE KATHOLIKEN EIN ZENTRALER WESENSZUG DER KIRCHE

Von besonderem Interesse für das katholische Berlin ist der Blick auf die Situation ausländischer Katholiken. Denn aktuell mehr als 83.000 katholische Christen in der Stadt, sprich: 25,5 Prozent, kommen aus dem Ausland. Mehr als 42.000 katholische Christen in Berlin besitzen zudem neben einem deutschen auch einen ausländischen Pass, sodass zusammengenommen über 38 Prozent der Katholiken Berlins einen Migrationshintergrund besitzen. Hoffmann holt zwei Karten zu diesem Thema vom Amt für Statistik hervor. Die eine zeigt den Anteil der Einwohner mit Migrationshintergrund, die andere den Anteil ausländischer Einwohner an der Bevölkerung. Die Stadtteile mit den größten Anteilen liegen im Zentrum, in Mitte, Kreuzberg, Wedding, Nord-Neukölln. Außerhalb des Innenrings sind es vor allem die Großsiedlungen Gropiusstadt, Märkisches Viertel und Falkenhagener Feld. Im Ostteil der Stadt ist der Anteil ausländischer Einwohner wesentlich kleiner.

Mit Blick auf die katholischen Christen zeigt sich jedoch ein anderes Bild. »In fast allen Berliner Bezirken liegt der Anteil der Ausländer an den Katholiken über dem der Ausländer an der Gesamtbevölkerung«, merkt Hoffmann an. Liegt zum Beispiel der Anteil ausländischer Einwohner von Marzahn-Hellersdorf bei 9,0 und der von Treptow-Köpenick bei 8,1 Prozent, liegt der Anteil der Ausländer an

katholischen Christen in den beiden Bezirken bei 25,1 und 20,1 Prozent. Interessant auch: 12 Prozent der ausländischen Einwohner in Berlin sind katholisch, und nur 1,9 Prozent evangelisch. Ohne Ausländer sinkt die Zahl der Christen von 24,4 Prozent auf 21,8 Prozent, die der Katholiken von 8,8 auf 6,6 Prozent. Allein im Bezirk Mitte ginge die Zahl der Katholiken von fast zehn Prozent auf 6,5 Prozent, in Marzahn-Hellersdorf von 3,6 auf 2,7 Prozent, in Neukölln von 9,7 auf 7,3 Prozent zurück.

KOMMUNALES ENGAGEMENT ERFORDERLICH

Zum Schluss nimmt Hoffmann eine Karte zur letzten Abgeordnetenhauswahl zur Hand. Sie zeigt, farblich markiert, welche Partei in welchem Wahlkreis ein Direktmandat gewonnen hat und welche den höchsten Zweitstimmenanteil für sich verbuchen konnte. Von der AfD bis zur Partei »Die Linke« ist alles dabei. »Die Gemeinden sind mit ganz unterschiedlichen Kommunikationspartnern in den Bezirken konfrontiert und sollten sich darauf einstellen«, verweist



*Eine ganz wichtige Frage einer jeden Pfarrei muss sein:
Wie bringen wir uns ins kommunale Leben ein?*



Katholische Christen aus anderen Ländern, die eine eigene Glaubens- und liturgische Kultur mitbringen, gebe es in allen Pfarreien in großer Zahl, hebt Hoffmann mit Blick auf die Konsequenzen für die Pastoral hervor. »Egal wo, ob Ost oder West, überall stammen mindestens ein Fünftel der Katholiken aus dem Ausland. Aber spiegelt sich das in unseren Pfarreien wider? Dass wir Weltkirche sind?« Allein der Verweis auf die Muttersprachlichen Gemeinden reichte da nicht aus, meint Hoffmann. Die Gemeinschaft zwischen ausländischen und deutschen Katholiken müsse in jeder Pfarrei gestärkt und gesucht werden. »Welche gemeinsamen Formen des miteinander Betens, Essens und Feiern können wir in der Gemeinde leben, um Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln?«, fragt er sich und verlangt »experimentelle Aufbrüche«. Auch leitet er eine gesellschaftliche Aufgabe aus den Zahlen ab. »Wenn eine Institution in Berlin beim Thema Integration mitreden müsste, dann die katholische Kirche. Wenn Angst vor Ausländern aufkommt, dann kann katholische Kirche vermitteln.«

Hoffmann analysiert auch den Anteil der deutschen Mitglieder einer christlichen Kirche an der deutschen Bevölkerung und damit die Diaspora-Situation der Katholiken in Berlin. Auch in diesem Punkt zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen Ost und West, aber auch zwischen innerer und äußerer Stadt. Hoffmann bezeichnet Frohnau als das letzte »gallische Dorf«: »In Frohnau ist statistisch gesehen jeder zweite, der mir auf der Straße begegnet, ein deutscher Christ.« Dagegen liegt in Hohenschönhausen und in Hellersdorf der Anteil der deutschen Christen an den deutschen Einwohnern bei unter zehn Prozent. »Es ist daher ein großer Unterschied in der Eigenwahrnehmung wie auch in der Außenwirkung, ob ich in Frohnau oder in Hohenschönhausen zur katholischen Gemeinde gehöre.«

Hoffmann auf eine besondere Herausforderung, eine Gesprächskultur auf kommunaler Ebene zu entwickeln. »Eine ganz wichtige Frage einer jeden Pfarrei muss sein: Wie bringen wir uns ins kommunale Leben ein?« Es gelte als Pfarrei, katholische Projekte auch in der kommunalen Öffentlichkeit als katholisch zu profilieren, sich mit Entscheidern gezielt zu vernetzen, sich in Quartiersbeiräten und Bürgerplattformen zu engagieren und auch öffentliche Förderprogramme und Fördertöpfe in den Blick zu nehmen.

Dass dies nicht immer so gelingt, erfährt Hoffmann während seiner Arbeit in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Zurzeit beschäftigt er sich mit einem der größten Siedlungsprojekte in Deutschland, dem sogenannten Blankenburger Süden. Bis zu 10.000 Wohnungen für mehr als 22.000 Menschen sollen in den kommenden 10- bis 15-Jahren in diesem Teil des Berliner Nordostens entstehen samt der notwendigen Infrastruktur. »Bei solch Großprojekten stellt sich immer auch die Frage: wie findet im wahrsten Sinne des Wortes der Glaube Raum auf diesem Gebiet? Was wird die Kirche anbieten? Sozialprojekte? Einen Gebetsraum? Karitative Wohnangebote? Vielleicht etwas in ökumenischer Verbundenheit?«

Mit dem Zusammenschluss von Bürgerinitiativen »Forum Blankenburger Süden« tagt Hoffmann regelmäßig im evangelischen Gemeindehaus. An diesem Runden Tisch sitzen auch drei Mitglieder der evangelischen Gemeinde. »Der evangelische Pfarrer nimmt das Projekt sehr ernst vor allem aus der Perspektive »Religion in der Stadt«, betrachtet er das evangelische kommunale Engagement als vorbildlich. Was der Stadtplaner allerdings bedauernd feststellen muss: Eine katholische Kirchengemeinde fehlt bislang am Runden Tisch, obwohl dieser große Entwicklungsbereich zwischen den »Kräftefeldern« von drei Pastoralen Räumen liegt.

Christian Berkenkopf

»WILLKOMMEN IM LAND ZUM LEBEN.«

EINDRÜCKE AUS DEM PASTORALEN RAUM USEDOM-ANKLAM-GREIFSWALD

»Willkommen im Land zum Leben.« Wer mit dem Auto nach Mecklenburg-Vorpommern (MV) fährt, wird mit diesem Spruch auf großen Schildern an den Landesgrenzen begrüßt. MV will das Land zum Leben sein, und es steckt viel Überlegung und Marketing hinter diesen Worten: MV als freies Land mit hoher Lebensqualität; MV als vielfältiges und offenes Land mit einer intakten oder geschützten Natur, zugehörig zum Ostseeraum und maritim inspiriert; MV als internationales Land mit einer hohen Qualität von Produkten und Dienstleistungen.

Soweit die Werbesprache. Vieles davon wird bestimmt bereits eingelöst, aber unbestritten sind darunter auch Positionen, die sich gerade erst entwickeln oder deren Entwicklung noch aussteht.

Einige Eindrücke aus dem Pastoralen Raum Usedom-Anklam-Greifswald sollen es hier sein. Um es vorwegzunehmen: Es sind nur Eindrücke, die ich beschreibe. Punktueller Erleben, subjektiv gefärbt. Usedom-Anklam-Greifswald ist einer von drei Pastoralen Räumen in Vorpommern, und als wir 2016 zur Eröffnung mit dem Erzbischof die Gottesdienstorte der Reihe nach besucht hatten, da waren wir rund 180 Kilometer gefahren in einer Landschaft, in der jeder Quadratkilometer durchschnittlich von nur rund 60 Personen bewohnt wird. Wer die nächste Kirche (im Pastoralen Raum!) erreichen will, muss dann schon mal bis zu 30 Kilometer weit fahren. Dienstbesprechungen haben wir meistens in Wolgast, geografisch der zentrale Ort. Damit die Fahrzeit für jede und jeden unter einer Stunde bleibt.

Immerhin, innerhalb der Gemeinden kommen die einzelnen Gruppen schnell in Kontakt – und sie wissen, dass hier jede und jeder mit den eigenen Ansichten willkommen ist und willkommen sein muss. Denn es kann durchaus sein, dass die eine Gruppe einen Referenten zum Thema Familie einlädt, der im Anschluss die Messe im außerordentlichen Ritus feiert, während die andere Gruppe zur Begegnung mit Sufis nach Berlin fährt. Unterm Strich allerdings kennt und schätzt man sich. Und im Pastoralausschuss müssen sich die meisten gar nicht erst bekannt machen, weil hier ohnehin alle engagiert und für alles ansprechbar sind. So geht dann auch jede Kennenlernrunde im Pastoralausschuss schon nach wenigen Minuten über in eine inhaltliche Diskussion.

Zwei große Gruppen von Katholiken gibt es im Pastoralen Raum: diejenigen, die den Alltag der DDR noch erfahren haben und diese Erfahrung innerhalb der Familie weitergeben; sodann diejenigen, die aus beruflichen Gründen gekommen sind und zumeist im Umfeld der Universität arbeiten, teilweise aber auch im Tourismus. Zuzüge kommen aus grenznahen polnischen Gebieten, aber überwiegend aus dem gesamten deutschsprachigen Raum. Freilich, nicht alle Katholiken kommen tatsächlich in der Gemeinde an: Die einen wissen nicht, dass in



Christian
Berkenkopf

Deutschland die Religionszugehörigkeit von staatlichen und kommunalen Behörden verwaltet wird, und die anderen landen dort, wo sie sich selbst gar nicht sehen: »altkatholisch« kommt halt im Alphabet vor »römisch-katholisch«. Immerhin, irgendwas mit »katholisch« ist es doch, und die Unterschiede? Nun ja.

Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es einen guten deutsch-polnischen Austausch auf der Insel Usedom bereits gibt: Man beschenkt sich gegenseitig mit Os-



Foto: Christian Berkenkopf

terkerzen, im Sommer gibt es Gottesdienste in deutscher Sprache in Świnoujście und auf Usedom in polnischer Sprache. Und weil in Greifswald monatlich ein Gottesdienst in polnischer Sprache gefeiert wird, gibt es schon erste Anfragen von Deutschen, auch mal ein paar Worte Polnisch zu lernen. Besonders erfreulich: Auch umgekehrt fragt man nach deutschen Sprachkursen, die zum Beispiel die Caritas anbietet. Drei Priester sind im aktiven Dienst im Pastoralen Raum tätig, davon zwei polnische Muttersprachler.

»Ich möchte auch nicht mit meiner Frau Hand in Hand durch Greifswald rennen«, sagte die Kölner Moderatorin Bettina Böttinger im Herbst 2016, als sie gefragt wurde, wie es um die Toleranz von gleichgeschlechtlichen Beziehungen in Deutschland stehe. Vielfalt, Offenheit und Internationalität – so suggeriert es der Imagespruch »Willkommen im Land zum Leben«. Greifswald liegt im Bereich der »Metropolregion Stettin«, ist mit Stralsund eines von vier Oberzentren in MV. Die Region tut das Beste, um diesem Anspruch zu genügen – und wo sonst in Vorpommern sollte man besser in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung leben können als in den größten Städten der Region, in Greifswald oder Stralsund?

Wenn es da nicht andererseits diese Vorurteile gäbe: Ostdeutschland generell, Toleranz, Rechtspopulismus und Rechtsradikalismus. Wer im Internet »Anklam« sucht, dem ergänzt die Suchmaschine bald den Begriff »Nazis«. Dazu zwei Szenen aus dem täglichen Leben:

Greifswald, im März 2017, eine Arztpraxis. Im Wartezimmer eine Landkarte »Das alte Preußen«. Daneben eine

rote Rose für Ernst Moritz Arndt, den möglicherweise bald nicht-mehr-so-ganz-Patron der Universität. Die Diskussion um Arndt spaltet die Stadtgesellschaft noch weit mehr als seinerzeit die Türmattenaffäre nach der Wahl des grünen Oberbürgermeisters (der 2015 in einer Stichwahl mit 15 Stimmen Vorsprung gewählt wurde und wo anfänglich der Verdacht im Raum stand, eine Fußmatte habe den Zugang zu einem Wahllokal versperrt und somit den Wahlausgang beeinflusst). »Was machen Sie denn beruflich?«,

fragt der Arzt, und meine Antwort lässt ihn weit ausholen: »... dann sage ich Ihnen mal was: Ich bin nicht in der Kirche, aber damals, da war ich in Ihrem Kindergarten. Dort hat man mich noch richtig erzogen, Sie wissen schon, christliche Werte etc. Für Ihre Kirche sage ich nur, sorgen Sie mal dafür, dass Ihre Leute mehr Kinder bekommen, denn die Muslime, die sind schon bald bei uns in der Mehrheit.«

Greifswald, im Januar 2018. In der Aula der Universität besprechen sich Beamte des LKA Berlin mit den Verantwortlichen für die Sicherheit vor Ort. Seyran

Ateş spricht am Abend über die Gründung der Ibn Rushd Goethe-Moschee, und die Sicherheitsmaßnahmen sind beeindruckend: fünf LKA-Beamte für den unmittelbaren Personenschutz, im Hintergrund das LKA aus Schwerin sowie die örtliche Polizei und ein privater Sicherheitsdienst für die Taschenkontrolle der Besucherinnen und Besucher. Ob die Frau denn wirklich so gefährdet sei, fragt ein Mitarbeiter der Universität. »Ja«, lautet die kurze Antwort der Beamten, und sie schließen die Frage an: »Haben Sie eigentlich viele Muslime in Greifswald?« – Die Antwort des Mitarbeiters der Universität: »Ja, wir haben hier sehr viele Muslime.«

Zwei Erlebnisse, und sie provozieren die Fragen: Wer ist eigentlich willkommen im »Land zum Leben«? Und wie viele Muslime leben eigentlich hier? Ein Blick in die Statistik: Der Landkreis Vorpommern-Greifswald (in etwa die südliche Hälfte Vorpommerns) hat rund 237.000 Einwohner. Statistisch wahrnehmbar sind die evangelische Kirche (ca. 17 % der Bevölkerung) und die römisch-katholische Kirche (ca. 3 % der Bevölkerung). Nun sind Muslime statistisch nicht einfach zu erfassen, aber Schätzungen zufolge waren es im gesamten Vorpommern im Jahre 2011 weniger als 1 % der Bevölkerung. Genaue und aktuelle Zahlen liegen derzeit noch nicht vor. Zwar ist anzunehmen, dass sich der Wert leicht erhöht hat, aber die Zahl der Muslime dürfte hierzulande noch weit unter Berliner Größenordnungen liegen. Immerhin, gegenwärtig leben im Landkreis 3,8 % Flüchtlinge (in Zahlen: 9.030 Personen), deren größte Gruppe aus Syrien kommt, einige aus Afghanistan, wenige aus Russland.

Daher dürfte mittlerweile wohl mehr als 1% der Bevölkerung muslimisch sein, aber setzt man dies ins Verhältnis zu den Eindrücken aus der Arztpraxis und dem Gespräch mit dem Sicherheitsbeauftragten, so stellt sich die Frage, warum man in einer Gegend mit relativ wenigen Muslimen so große Angst vor ihnen hat. Zum Vergleich: 3% der Vorpommern sind katholisch. Nur die wenigsten halten uns für gefährlich. Die meisten nehmen uns nicht wahr.

Eine beliebte Erklärung für die Ablehnung von (muslimischen) Flüchtlingen lautet: Die Probleme von heute seien die Probleme der deutschen Einheit. Migrationserfahrungen habe man erst mit der Einheit machen können, aber dann waren sie gleich bedrohend. Nach der Wende seien Zuwanderungsgruppen in die östlichen Bundesländer gekommen, die Transfergelder bekamen und in den Arbeitsmarkt praktisch nicht integriert werden konnten (Anmerkung: Noch heute berichten ausländische Studenten, für die ich Stipendien-Gutachten schreibe, dass sie erst dann den Aushilfsjob bekommen, wenn sich kein Deutscher findet.). Dazu das Problem von Sprache, Kultur und je eigener schulischer Prägung. Die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt sei begleitet von der Konkurrenz um Zuwendung in gesellschaftlicher, finanzieller, politischer und kultureller Hinsicht. Und das solle sich doch, bitte, nach 2015 nicht noch einmal wiederholen.

So ein gängiger Erklärungsansatz, aber man muss zurückfragen: Taugt dieser Ansatz wirklich für das Gespräch in der Arztpraxis und mit dem Sicherheitsbeauftragten? Immerhin, in prekären sozialen Verhältnissen dürften beide Gesprächspartner nicht leben, und es gibt noch mehr Hinweise, dass die Angst vor Migration nicht einfach mit wirtschaftlicher Konkurrenz erklärt werden kann. Es muss mehr dahinterstehen, die Migrationsfrage hat Stellvertretercharakter, und die kommenden Jahre werden zeigen, welche Fragen wirklich im Hintergrund stehen. Für mich plausibel scheint der Ansatz, es gehe vielleicht um kulturelle Deutungshoheit; um das Problem, hierzulande keine klassisch-konservative politische Vertretung mehr zu finden und sie andernorts zu suchen, zum Beispiel bei der AfD.

Immerhin, nahezu die gesamte Landtagsfraktion der »Bürger für Mecklenburg-Vorpommern« (ehemalige Abgeordnete der AfD) ist im November 2017 zur Andacht gekommen, die ich im Landtag zu Beginn der Sitzungsperiode gefeiert habe. Manchmal finden sich unverhofft interessierte Gesprächspartner, wo man sie nicht gesucht hat. Hier vorurteilsbeladen kein Gespräch zu führen, halte ich für gefährlich;

St. Joseph in Greifswald



Foto: Christian Berkenkopf

denn Sprechen heißt lediglich, sich erst einmal selbst ein Bild davon zu machen, ob überhaupt ein Gespräch geführt werden kann bzw. wohin dieses Gespräch überhaupt führt. Und nur im Gespräch kommt man irgendwann zu den Fragen hinter den Fragen.

Jenseits dieser Eindrücke gibt es aber durchaus viel Positives, und dieses Positive nimmt alles auf, worin das »Land zum Leben« wirklich willkommen heißt: Greifswald, im Dezember 2015, kurz nach meinem Umzug. Mein vorherrschender Eindruck: Diese Stadt ist jung. In Bochum habe ich mir den Bürgersteig viel öfter mit Rollatoren teilen müssen als hier. Kein Wunder, denn die Universität prägt die Stadt Greifswald. Unter knapp 60.000 Einwohnern finden sich etwa 10.000 Studierende. Im statistischen Mittel ist man 42 Jahre alt.

Bezogen auf die Katholiken, lässt sich das noch differenzierter sehen: In der Gemeinde St. Joseph ist die Hälfte der Katholiken höchstens 35 Jahre alt, und betrachtet man lediglich das Stadtgebiet, sinkt dieser Wert sogar auf höchstens 30 Jahre. Das merkt und sieht man natürlich auch im Sonntagsgottesdienst. Junge Erwachsene sind in der Statistik überdurchschnittlich stark vertreten. Wir erreichen sie leider längst nicht alle, aber immerhin: Der Mittwochabend ist verlässlich der Abend der Studentengemeinde, auch in den Semesterferien. Das in dem Wissen, dass Menschen nicht automatisch zu uns kommen, sondern dass wir in der universitären Öffentlichkeit präsent und einladend sein müssen.

Jüngst ergab eine Umfrage des Landkreises Vorpommern-Greifswald unter jungen Erwachsenen bis zu 27 Jahren, dass rund 80 Prozent von ihnen gern hier leben und dabei die Natur, das Studienangebot, die Nähe zum Wasser und die freundlichen Menschen punkten können. Natürlich gab es auch kritische Töne, aber es überwiegen positive Aussagen, und das stimmt zuversichtlich im »Land

zum Leben«. Ich glaube, man darf sich von den dunkleren Seiten nicht abschrecken lassen, denn die sind meistens das Ergebnis von Vorurteilen und Vorverurteilungen, in jedem Fall aber zukünftige Arbeitsfelder der Pastoral. Man darf es ruhig so sehen: Kirche im Pastoralen Raum Usedom-Anklam-Greifswald ist nicht überall jung, aber doch vergleichsweise jung, sie ist dynamisch, engagiert und lebenswert. Sie ist teilweise international, aber in jedem Falle gesamtdeutsch inspiriert, bedingt durch Universität und Tourismus. Einfach eine lebendige Kirche im Land zum Leben.

Der Autor ist Referent für Hochschulpastoral und Pastoraler Mitarbeiter in der Propstei in Greifswald.

Kathrin Schmidt

»DER ZUZUG VON MENSCHEN FÜHRT NICHT AUTOMATISCH ZUM ANWACHSEN«

Katholische Kirchengemeinden im »Speckgürtel« Berlins profitieren seit einigen Jahren vom verstärkten Zuzug der (Neu-)Berliner, denen Grundstücke in der Stadt zu teuer sind oder die eine ruhige Wohnlage bevorzugen und trotzdem in Reichweite der Großstadt leben wollen oder müssen.

Auch die Statistiken der Pfarreien Zu den heiligen Schutzengeln (Hennigsdorf) und Herz Jesu (Oranienburg) zeigen einen Anstieg der Gemeindemitgliederzahlen (im vorliegenden Fall für den Zeitraum von 2009 bis 2017). Für die Pfarrei St. Theresia (Birkenwerder) ist für diese Jahre eine leichte Abnahme der Zahlen zu verzeichnen. Allerdings spiegeln sich diese Dynamiken im Gemeindeleben der einzelnen Pfarreien kaum wieder.

Das Gemeindeleben in St. Theresia Birkenwerder beispielsweise verzeichnet bei der Beteiligung an der Feier der Gottesdienste, Anzahl und Stärke der Gruppen und Beteiligung an wichtigen Veranstaltungen (z.B. Gemeindefest) nach wie vor starke Zahlen. Im Vergleich mit den Nachbarpfarreien liegen sie weit über dem Durchschnitt. Die Gemeinde ist stark geprägt durch die Arbeit und Spiritualität des Karmelitenklosters, das seit ca. 30 Jahren dort ansässig ist.

Herz Jesu ist die in der Statistik am stärksten begünstigte Pfarrei, sie verzeichnet im angegebenen Zeitraum einen Mitgliederzuwachs von 250 Personen. So richtig spürbar ist diese Entwicklung allerdings im Gemeindeleben nicht. Erst in jüngster Vergangenheit wird Bewegung bei den jungen Familien spürbar, Kindertaufen nehmen zu, das Interesse an speziellen Aktivitäten für Klein- und Schulkinder wächst. Die Beteiligung am Gottesdienst schwankt stark, eine wirklich rege Resonanz erfahren vor allem die Familiengottesdienste.

Die Pfarrei Zu den Heiligen Schutzengeln ist mit gut 2700 Katholiken im Umkreis die zahlenstärkste, deren Mitgliederzahlen zwischen 2009 und 2017 um ca. 150 Personen gewachsen ist. Eine Auswirkung dieser Entwicklung auf die Gemeindegliederarbeit konnte vonseiten der Gemeinde weder bestätigt noch dementiert werden. Seit 2008 sind dort Priester der neokatechumenalen Gemeinschaft tätig, was auch prägend in die Gemeinde hineinwirkt.

Lebendigkeit und Beteiligung von Gläubigen an den Aufgaben der Gemeinde richtet sich nach diesen Beobachtungen nicht in erster Linie nach der Größe oder dem zahlenmäßigen Zuwachs der Pfarrei, sondern hängt an vielen verschiedenen Faktoren.

ÖRTLICHE PRÄGUNG – PERSÖNLICHE BEZIEHUNGEN: In einem überschaubaren Gemeinwesen und der erfahrbaren Anwesenheit eines festen Ansprechpartners fühlen sich die Einzelnen mit ihrem Engagement deutlich wahrgenommen. Sie erfahren, dass es im Zweifel auf ihren Einsatz ankommt und sehen sich so stärker in der Verantwortung. Im Gegenzug ist auch der Gewinn an Gemeinschaft durch engere Beziehungen deutlich spürbar, die emotionale Bindung an die Kirchengemeinde ist stark ausgeprägt.

Kathrin Schmidt





Möglicherweise kommt kleinen Gemeinschaften dabei eine wichtige Rolle zu, die als Basis dienen, um so nah und so persönlich wie möglich miteinander umgehen zu können.



SPIRITUELLE PRÄGUNG: Orte, die eine besondere geistlicher Ausrichtung haben, entwickeln oft eine starke Strahlkraft, auch über den engeren Umkreis hinaus. Sie setzen eigene Standards im Umgang und entwickeln eine eigene Kultur, die wiederum das Gesicht der Gemeinde prägen kann. Je attraktiver diese Kultur ist und je stärker sie auch Gruppen und Gottesdienste prägt, umso mehr Menschen fühlen sich berufen, sie mit ihrem eigenen Einsatz mitzutragen.

SOZIALE STRUKTUR: In großen Städten ist die Sozialstruktur vielschichtiger als in Kleinstädten oder Dörfern. Es gibt Menschen, die sich mit großem Verantwortungsgefühl für das Gemeinwohl engagieren ebenso wie Bewohner, die mit Mühe ihren eigenen Alltag bewältigen. Die große Spanne der sozialen Schichten spiegelt sich im Gemeindeleben in Ansätzen wieder. In den meisten Fällen wird die Gemeindegemeinschaft am stärksten von den Menschen getragen, die sich auch anderswo engagieren. Wo zur selben Zeit viele Neuzugezogene mit ähnlichen Bedürfnissen (beispielsweise Familien mit Kindern) auf der Suche nach einer neuen Verwurzelung sind, tauchen sie möglicherweise auch mit verändernder Dynamik in der Gemeinde auf und prägen sie neu.

TRADITIONEN: »Das machen wir hier so« – gemeinsame Traditionen stiften Identität, geben Orientierung und Halt. Sie machen es leicht, sich zurechtzufinden. Wo sich Menschen verschiedener Glaubensstraditionen treffen und begegnen, können sie entweder nebeneinander her »jeder seins« machen oder gemeinsam neue Traditionen finden – das ist in einer überschaubaren Gemeinde mit einheitlicher Sozialstruktur leichter als in großen Gemeinden, die viele Lebenswelten unter einen Hut bringen müssen.

Die Pfarreien Birkenwerder, Hennigsdorf und Oranienburg sollen in den kommenden Jahren einen gemeinsamen Pastoralplan entwickeln, der die verschiedenen Situationen berücksichtigt. Die unterschiedlichen Prägungen, Sozialstrukturen und Traditionen sind dabei wichtige Richtwerte, um mit der Pastoral nicht abzuheben, sondern in der Lebenswelt der Menschen zu bleiben.

Unser Erleben zeigt, dass der Zuzug von Menschen mit einem katholischen Hintergrund nicht automatisch zu einem Anwachsen oder gar Aufblühen der Kirchengemeinden führt. Es wird darauf ankommen, den Menschen Auf-

merksamkeit zu schenken, sie anzusprechen und in Kontakt zu ihnen zu kommen auf eine Weise, die unaufdringlich aber zugewandt ist. Gezielte Öffentlichkeitsarbeit ist für die meisten von uns ein ungeübtes und mit Vorbehalt betriebenes Geschäft. Ein offener und vertrauensvoller Umgang innerhalb der Gemeinden verbunden mit einer ausgesprochen einladenden Haltung gegenüber Neuen ist Teil dieser Öffentlichkeitsarbeit. Die grundlegende Fragestellung sollte nicht heißen: »Warum kommen sie nicht zu uns?«, sondern »Warum sollten sie sich uns anschließen?« Oder anders gefragt: Treffen Menschen auf eine Gemeinde, die getragen ist von persönlichen Beziehungen? Sind sie tragfähig genug, um andere Auffassungen und Glaubensstraditionen zulassen zu können? Sind sie geprägt von einer Spiritualität der liebevollen Wertschätzung, auch bei unterschiedlichen Standpunkten? Finden die Suchenden hier einen Platz zum Auftanken, geistliches Futter? Wieviel davon ist in der Öffentlichkeit erkennbar?

Möglicherweise kommt kleinen Gemeinschaften dabei eine wichtige Rolle zu, die als Basis dienen, um so nah und so persönlich wie möglich miteinander umgehen zu können. Damit können Menschen Gemeinde erleben, ohne zwangsläufig weite Wege zu einem zentralen Ort auf sich nehmen zu müssen. Diese Gemeinschaften zu begleiten, miteinander in Verbindung zu halten und als ein großes zusammengehöriges Ganzes zu behandeln, ist dann die wichtige und unumgängliche Aufgabe der Leitung in einem pastoralen Raum oder einer neuen Pfarrei. Gut zu überlegen ist der Einsatz von hauptamtlichem pastoralem Personal. Die langfristige Pflege von Beziehungen innerhalb einer Pfarrei kann nicht allein von ehrenamtlich Aktiven geleistet werden. Hauptamtliche Ansprechpartner in den Gemeinden sind gerade im Umland wichtig, weil sie Präsenz ganz anders gewährleisten können als Ehrenamtliche.

Zugegeben, alle diese Überlegungen klingen vielleicht plausibel – einfach umzusetzen werden sie aber nicht sein. Denn Strukturen prägen unser Denken und die jetzigen Strukturen haben lange Zeit gehabt, unser Bild von Kirche fest zu verankern.

Sie passen uns aber nicht mehr und uns bleibt nichts anderes übrig, als nach neuen zu suchen. So leid uns das freut.

Kathrin Schmidt ist Gemeindefereferentin in Oranienburg, Birkenwerder und Hennigsdorf.

Alfred Herrmann

EINE OFFENE TÜR ZEIGT AUF EIN OFFENES HERZ

NEUES GEMEINDE- UND BEGEGNUNGSZENTRUM FÜR DIE PFARREI BUCKOW-MÜNCHEBERG

**»Wir wollen die offene Tür. Sie ist Zeichen für unser offenes Herz.«
Pfarrer Bernhard Töpfner bringt auf den Punkt, wie seine Pfarrei St. Hedwig Buckow-Müncheberg
das Leitwort des Pastoralen Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« auslegt.
Die offene Tür für alle, für gemeindenaher wie für distanzierte Katholiken, für Christen
wie für Nichtchristen, diese Vorstellung soll mit einem neuen Gemeinde- und
Begegnungszentrum schon bald Wirklichkeit werden.**

Links, in den langen Gebäudeteil, mietet sich das Christlich-Naturnahe Kinderhaus ein, eine Kita für 30 Kinder, die vom KEKS, vom Katholischen Elternkreis Strausberg getragen wird.« Tief über den Grundriss gebeugt, erklärt Gregor Reski vom Kirchenvorstand, wie der Neubau aussehen soll. »Zwischen Kita und Kirche, im mittleren Gebäudeteil, entsteht ein Saal für 60 bis 70 Personen sowie ein Büro und ein Multifunktionsraum.« Gemeinsam mit Thomas Thieme von »Caritas rund um den Kirchturm«, Petra Probst von KEKS e. V. und Pfarrer Töpfner sitzt er im Besucherzimmer des Pfarrhauses in Müncheberg. Das weiße Gebäude, das direkt an die Kirche angrenzt, wurde 1991 renoviert und weist mittlerweile erhebliche Bauschäden auf. Statt kostenintensiv saniert zu werden, soll es einem knapp 500 Quadratmeter großen, barrierefreien Flachbau weichen. »Wir warten täglich auf die Baugenehmigung. Dann wird abgerissen. Der Pfarrer hat schon gepackt«, freut sich Reski.

OFFEN FÜR ALLE

Als Bauherr fungiere die Pfarrei, doch genutzt werden solle das Gemeinde- und Begegnungszentrum nicht allein von der Kirchengemeinde, sondern von verschiedensten Menschen und Institutionen, an die die Räume stunden- und tageweise beziehungsweise mit dem Kinderhaus dauerhaft vermietet werden. »Wir wollen mit dem Gebäude kein Geld verdienen, sondern mit den Mieteinnahmen decken wir die laufenden Kosten«, betont Reski. Die Ziele der Pfarrei liegen wo anders. Die Kirche von Buckow-Müncheberg an der Karl-Marx-Straße soll ein einladender Ort des Lebens für Menschen von jung bis alt werden. »Wir brauchen diese Öffnung«, betont Pfarrer Töpfner. »Es leben zu viele Menschen hier, für die ist katholische Kirche immer noch fremdes Land. Sie nehmen uns als ewiggestrigen Verein wahr und trauen sich nicht zu uns aufs Gelände.«

Der Weg zur neuen Offenheit begann für Buckow-Müncheberg mit der Findungsphase des Pastoralen Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt«. Die 1994 aus der Fusion der Gemeinden von Buckow und Müncheberg entstandene Pfarrei mit gut 430 katholischen Christen feierte bis vor kurzem an zwei Standorten die Messe. »Wir haben uns die Frage gestellt: wie lange können wir als kleiner



Alfred
Herrmann

werdende Kirchengemeinde, die dem demographischen Wandel in Brandenburg ausgesetzt ist, zwei Gottesdienstorte erhalten und pflegen«, erklärt Thieme die Ausgangslage. Die Pfarrei entschied sich, sich von ihrem Gemeindehaus mit Kapelle in Buckow zu trennen.

Dem Haus in Buckow habe unter anderem die Barrierefreiheit gefehlt, erklärt Thieme weiter. »Dort lag der Gemeindesaal im zweiten Obergeschoss und es gab keinen Fahrstuhl.« Eine besondere Schwierigkeit, blickt er auf die Alterspyramide in der Region. Schon jetzt sind 22,5 Prozent der Pfarreiangehörigen über 65 Jahre alt und 41,1 Prozent zwischen 41 bis 65. Damit sieht es in St. Hedwig Buckow-Müncheberg ähnlich aus wie im gesamten Landkreis Märkisch-Oderland, in dem die Altersgruppe der über 65-jährigen gut 23 Prozent ausmacht. Ein Resultat aus dem Bevölkerungsrückgang der letzten Jahrzehnte, der sich auch in den kommenden Jahren fortsetzen wird. Für die Stadt Müncheberg prognostiziert der »Bertelsmann Demographiebericht« unter www.wegweiser-kommune.de einen Anstieg der Altersgruppe der über 65-jährigen in der Gesamtbevölkerung von heute 22,2 Prozent auf 35,5 Prozent, eine Entwicklung, die sich naturgemäß auch in der katholischen Kirche widerspiegeln wird. Ein Resultat daraus wird unter anderem ein weiterer Bevölkerungsrückgang sein und damit einhergehend auch ein Rückgang der Katholikenzahl. »Es ist uns wichtig, dass die älter werdende Bevölkerung bei uns Zugang hat und sich hier treffen kann«, nennt er ein zentrales Argument für den Verkauf und den Neubau.

Mit Hilfe des Büros D:4, das im Rahmen des Pastoralen Prozesses in allen Pfarreien des Erzbistums eine Wirtschaftlichkeitsanalyse der Immobilien vornimmt, und der unterstützenden Beratung des Dezernates für Finanzen und Bau im Erzbischöflichen Ordinariates Berlin entstand die Idee für den Neubau eines Gemeinde- und Begegnungszentrums. »Wir wollten einen Grundstein legen, damit es katholische Kirche auch noch in 20, 30 Jahren im Raum Buckow-Müncheberg gibt, damit wir eine lebendige Gemeinde aufrechterhalten können, auch wenn kein Pfarrer mehr dauerhaft hier vor Ort lebt«, so Thieme. Immerhin sei die Pfarrei die kleinste im Pastoralen Raum Frankfurt (Oder)/Buckow-Müncheberg/Fürstenwalde.

Bei der Suche nach einer Finanzierung des Bauvorhabens stieß die Kirchengemeinde außer auf das Bonifatiuswerk und möglichen Hilfen des Erzbistums auf das LEADER-Förderprogramm der EU, das der Entwicklung des ländlichen Raums dient. Wollte sie aus diesem Topf Mittel beantragen, musste sie darlegen, was der Mehrwehrt ihres Neubaus für die ländliche Gesellschaft sein kann. »Dadurch wurden wir gezwungen, zu überlegen, welche Außenwirkung wir erzielen möchten und damit einhergehend: welchen Auftrag wir eigentlich als Kirchengemeinde im Rahmen der Verkündigung haben.« Die Pfarrei begann, ihren Sozialraum genauer zu betrachten. Es zeigte sich, dass es in Müncheberg an Räumen für Familienfeiern, für Vorträge und Veranstaltungen mittlerer Größe fehlte. Zudem brauchte es einen barrierefreien Treffpunkt für Senioren in der ländlichen Kleinstadt. Die Bevölkerungsgruppe unter Christen wie auch unter Nichtchristen wächst und es fehlt in der Kommune an Möglichkeiten für Ältere, sich zu treffen und gemeinsam ihre Freizeit zu gestalten. Ebenso stellte sich heraus, dass das Christlich-Naturnahe Kinderhaus, das 15 Jahre in einem Gebäude der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde untergebracht war, nach neuen Räumlichkeiten suchte, da es eine Erweiterung plante.

SCHRANKEN ABBAUEN

»Zwei Drittel unserer Kinder mit ihren Eltern sind konfessionslos«, erklärt Petra Probst von KEKS e. V., »mit dem Umzug rücken wir näher an die Kirche heran und haben die Möglichkeit, bei ihnen und ihren Eltern Berührungspunkte abzubauen und sie mit dem Glauben noch stärker in Berührung zu bringen.« Pfarrer Töpfner erkennt im Gegenzug in der Kita eine Chance für die Gemein-



Wir tragen mit unserer Lebensweise Christus in die Welt, diesem Bewusstsein müssen wir uns noch stärker öffnen.





Foto: Herrmann

de, die Öffnung voranzutreiben. »Mit dem Kinderhaus auf dem Gemeindegelände bekommen wir einen ersten Zugang zu Menschen, die bislang nur wenig mit uns zu tun hatten. Vielleicht schaffen wir es, dass sie sich hier wohlfühlen und wiederkommen wollen.«

Die Offenheit für alle soll sich allerdings nicht allein über das Kinderhaus Bahn brechen. So denke beispielsweise die Caritas daran, Beratungsangebote im neuen Haus zu etablieren, erklärt Thieme und zählt auf: »niederschwellige Elternangebote, Erziehungsberatung, Gruppen für Trennungs- beziehungsweise Scheidungskinder«. Die Räume könnten auch stundenweise an nichtkirchliche Institutionen wie Rentenversicherungsträger oder Krankenkassen vermietet werden, die dort ihre Sprechstunden abhalten. Dank der im Kinderhaus angesiedelten Küche bestünde die Möglichkeit, skizziert Reski ein weiteres Vorhaben, Senioren im Gemeindesaal ein warmes Mittagessen anzubieten. Und er denkt gleich noch einen Schritt weiter: »Warum sollen nicht auch fitte Ältere im Ehrenamt, Essen ausfahren, zu Menschen, die nicht mehr so gut raus können?«

Pfarrer Töpfner freut sich über den Aufbruch, den »Wo Glauben Raum gewinnt« in seiner Pfarrei ausgelöst hat. Bei noch zu vielen Gläubigen beschränke sich Katholisch-sein allein auf die Erfüllung der Sonntagspflicht, meint er. »Sie kommen in den Gottesdienst und verziehen sich danach gleich wieder. Das reicht ihnen an Kirche.« Etwas wesentliches, was Kirche ausmacht, ließen sie zu oft vermissen: die gelebte Gemeinschaft. »Wir tragen mit unserer Lebensweise Christus in die Welt, diesem Bewusstsein müssen wir uns noch stärker öffnen.«

Auch Thieme erhofft sich einen Wandel. Der Mann von der Caritas plädiert für eine Kirche, die sich stärker für die konkreten Lebenssituationen der Menschen interessiert, um sie dort abzuholen, wo sie gerade stehen. »Ein starres Korsett hilft uns nicht weiter. Wir müssen offen sein, für Menschen, die Ideen haben und diesen Ideen einen Raum geben, damit sie sich entwickeln können.«

Gregor Reski, Pfarrer Töpfner,
Petra Probst und Thomas Thieme
vor dem alten Pfarrhaus von
Müncheberg.

Pater Josef Kahmann SDB

»VIEL ENGAGEMENT FÜR DAS GEMEINDELEBEN UND DIE SOZIALEN FRAGEN IM BEZIRK.«

ERSTE EINDRÜCKE AUS MARZAHN-HELLERSDORF

Die jeweilige Situation eines Sozialraumes wie beispielsweise Marzahn erschließt sich jeweils nach Ausgangslage für die Betrachtenden unterschiedlich. Seit über 30 Jahren arbeite ich als Salesianer-Priester in verschiedenen Bereichen unserer Ordenseinrichtungen und betreute Pfarrstellen.

Dazu gehörte einst auch das Don-Bosco-Heim in Berlin-Wannsee. Zuletzt war ich im Raum Kassel als Pfarrer tätig und seit August letzten Jahres bin ich für die Pfarrei »Von der Verklärung des Herrn« an der Landsberger Allee zuständig, einer lebendigen Gemeinde mit viel Engagement für das Gemeindeleben und die sozialen Fragen und Aufgaben in unserem Bezirk. Da Marzahn-Hellersdorf vergleichsweise viele Unterbringungsmöglichkeiten anbieten konnte, war das für Behörden und Bevölkerung, also auch für die Kirchen eine große Herausforderung.

Zu Beginn der FwLuchtbewegung 2015 folgten viele Gemeindeglieder dem Aufruf, die Unterkünfte entsprechend vorzubereiten und die Geflüchteten zu empfangen. Dabei gab es von Anfang an Auseinandersetzungen mit rechtsextrem orientierten Demonstranten, denen sich verängstigte Bürgerinnen und Bürger anschlossen. Manche der Helfenden beschrieben auch eine Art Überforderung, andere wurden von Nachbarn und Freunden kritisch über die Motive Ihres Handelns befragt.

Das führte dazu, dass in der ACK Marzahns (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen) überlegt wurde, wie dem angemessen begegnet werden soll. Ergebnis war die Verabredung, an jedem Montag zu einem Friedensgebet an wechselnden kirchlichen Orten Marzahns einzuladen. Dies wurde auch zwei Jahre gestaltet. Gleichzeitig wuchs die Überlegung, gezielt für die ehrenamtlich Helfenden ein Treffen zu organisieren, in dessen Rahmen sie ihre Erfahrungen in der Arbeit austauschen, aber auch fachliche Impulse bekommen konnten. Spannend war zu erleben, dass damit Christen und Atheisten gleichermaßen angesprochen wurden. In Marzahn liegt der Anteil der Christen unter 10 %. Eine Vorbereitungsgruppe mit Menschen sehr unterschiedlicher Grundüberzeugung bereitete diesen Treffpunkt vor und nannte das Projekt »ANHALTEN«: 20 Minuten Besinnung mit Wort und Musik in der Kirche, danach bei Schnittchen und Getränken Informationen und Erfahrungsaustausch. Diese »duale« Form wurde immer mal, insbesondere von bekennenden Atheisten kritisiert. Im nachfolgenden Dialog kam man aber immer wieder dazu, diese Form zu behalten.

So zeigt sich unsere Gemeinde offen und gestaltet die Öffentlichkeit an einer gegenwärtig äußerst wichtigen Stelle mit.

Die bei uns im Kirchengebäude angesiedelte Familienberatungsstelle betreut Frauen (Mütter) aus unterschiedlichen Flüchtlingsunterkünften. Beratung und



Pater Josef
Kahmann
SDB

gegenseitiger Erfahrungsaustausch in »männerfreier« Runde hat sich für diese Zielgruppe besonders bewährt.

Schließlich soll der jährlich wiederkehrende »Marzahner Osterweg« die Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen, dass das Fördern einer »Willkommenskultur« und der Abbau rassistischer Einstellungen Markenzeichen einer demokratischen Wertegemeinschaft sind, an der die Kirchen maßgeblich Anteil haben: Vom Stadtteilzentrum Marzahn-Mitte ziehen die Teilnehmenden nach Begrüßung und gemeinsamen Singen von Frühlingsliedern auf die Wiese vor unserer Kirche, um eine biblische Ostergeschichte als Hoffnungsgeschichte zu hören. Danach wandern die Gruppen weiter zur evangelischen Marzahner Dorfkirche, wo vor der Kirche eine kurze Andacht gehalten wird. Nach dem Gang zur Marzahner Mühle feiern die »Weggefährten« dann einen gemeinsamen Abschluss, in dem Ostern »aufleuchtet«, mit Gesprächen, Eintopf, Musik und Eiersuchen für die Kinder.

In diesem allgemeinen und Fremde willkommen heißenden Klima wundert es nicht, dass sich auch immer wieder Menschen aus uns fremden Ländern zum sonntäglichen Gottesdienst der Gemeinde einfinden. Dabei ist in Einzelfällen das Interesse so groß, dass der Wunsch, sich taufen zu lassen, geäußert wird.

Das hier dargestellte Bemühen ist ganz im Sinne des hl. Don Boscos, dem es immer um das Wohl der Menschen ging.

Pater Josef Kahmann SDB ist Pfarradministrator in der Kirchengemeinde Von der Verklärung des Herrn in Berlin-Marzahn.



Foto: P. Josef Kahmann SDB



Foto: Walter Wetzler

Bild oben: Gemeindetreff

Bild unten: Marzahner Kirchturm im Grünen,
im Hintergrund Marzahner Hochhäuser

Christina Bustorf

WO VOLKSGLAUBE AUF DIASPORA TRIFFT

Immer mehr Polen ziehen auf die deutsche Seite der Oder-Grenzregion. Was aus deutscher Perspektive am Ende der Welt liegt, ist für sie attraktiver Wohnraum nah der Metropole Stettin. Der anhaltende Zuzug fordert Land und Kirche gleichermaßen. Wie Integration mit der »Kraft der Kirche« funktionieren kann, daran arbeitet das Erzbistum seit längerem. Ende Februar haben sich Vertreter in Löcknitz getroffen, um Erfahrungen auszutauschen und die Integration mit konkreten Vorhaben voranzutreiben.

Für die Deutschen ist das hier das Ende der Welt«, sagt die Polin Joanna Jaworska und lacht. »Wir sehen die Nähe zur Metropole Stettin.« Vor drei Jahren ist sie mit ihrer Familie nach Löcknitz gezogen. Ihr Mann arbeitet als Zahnarzt in Stettin. »Mir war es wichtig, dass unsere Kinder zweisprachig aufwachsen«, erzählt die Polin, die selbst schon in Frankfurt und Berlin gelebt hat. Für ihre Familie und sich bezeichnet sie Löcknitz als »perfekten Ort«. Auch ihre polnische Freundin Kristina Kimla wohnt mittlerweile in der Nachbarschaft: »Hier ist es ruhiger und günstiger als in Stettin und doch nicht zu klein. Man hat alles in der Nähe.«

Mit dem EU-Beitritt der Polen 2004 und der Erweiterung des Schengener Abkommens 2007 begann der Wandel in Löcknitz. Die Gemeinde baut gerade eine weitere Grundschule, eine zweite Regionalschule ist geplant. So wie für Joanna und Kristina sind auch für viele andere

polnische Familien die günstigen Lebenshaltungskosten, die soziale Absicherung und die Möglichkeit der zweisprachigen Erziehung Anziehungspunkte der einst verwaiseten Region.

Nicht nur für das Land auch für die Kirche bedeutet der konstant wachsende Zuzug der Polen in der Oder-Grenzregion Chance und Herausforderung zugleich. In Pasewalk sind 57 Prozent der Katholiken polnische Zuzügler. In Schwedt, Prenzlau und Frankfurt an der Oder machen sie etwa ein Drittel aus – Tendenz überall steigend. Anfangs sind die Familien sonntags zu den Gottesdiensten über die Grenze gefahren, weil sie zwar gesellschaftlich, aber nicht mit ihrem Glauben in Vorpommern Heimat gefunden haben. Zum einen gab es kaum noch Gottesdienststandorte, zum anderen fehlte das gegenseitige Verständnis der unterschiedlichen Glaubenskulturen. In der Oder-Grenzregion treffen Diaspora auf tiefverwurzelten Volksglauben.

Gregor Mazur ist Pfarrer im Pastoralen Raum Hoppenwalde/Pasewalk, zu dem auch Löcknitz gehört. Anfangs hätte die Gemeinde aus zwei Gruppen bestanden, der der deutschen und der der polnischen Gläubigen. Mittlerweile sei das eins. »Im Pfarrgemeinderat ist das Hälfte, Hälfte«, berichtet er. »Früher habe ich sehr viele Erlaubnisse für Taufen außerhalb der zugehörigen Pfarrei ausstellen müssen, weil die polnischen Familien ihre Kinder in Polen haben taufen lassen. Das kommt jetzt kaum noch vor. Sie feiern die Taufe hier.« Und auch die Zahl der Kommunionkinder kann sich sehen lassen: »über 30 – alle Polen«, sagt Pfarrer Mazur und lächelt. Die Materialien sind in deutscher Sprache, gesprochen werde beides. »Die Kinder fühlen sich in der deutschen Sprache wohler«, hat Pfarrer Mazur beobachtet. Dennoch spielt die Muttersprache im Glauben eine wichtige Rolle und ist der katholische Gottesdienst in polnischer Sprache, den Pfar-





rer Mazur seit einem Jahr in der evangelischen Kirche von Löcknitz sonntags anbietet, ein wichtiger Schlüssel gewesen, die Integration der polnischen Christen voranzutreiben.

Und trotzdem sagt die Leiterin des Dezernats Seelsorge im Erzbistums Berlin, Uta Raabe: »Die Zukunft kann nur bilingual sein.« Dazu gehöre die Sprache, genauso wie der Austausch von Traditionen. Es gehe darum, sich gegenseitig zu bereichern. Das erfordere auch die Bereitschaft, sich an der Sprache des jeweils anderen zu beteiligen. Sie hat ein Konzept erarbeitet, wie ein bilingualer Gottesdienst gestaltet werden kann. Doppelungen von deutsch und polnisch sollten demnach vermieden werden. »Man muss sich auf eine Grundsprache einigen«, sagt sie und ist überzeugt: »Die größte Herausforderung wird sein, wie sich die Deutschen auf die Bilingualität einlassen.« Dennoch ist sie zuversichtlich: »An der deutsch-französischen Grenze ist Bilingualität Standard.« Wenn man sich das verdeutliche, helfe es vielleicht, Hemmungen abzubauen und auch in der Oder-Grenzregion der Bilingualität eine Entwicklungs-Chance zu geben. Generalvikar Manfred Kollig wirft ein: »Früher haben die Leute zehn Antworten auf Latein für den Gottesdienst gelernt, warum soll das nicht mit polnischen Wörtern gehen, um an der Liturgie teilzunehmen?«

Vertreter aus dem Erzbistum Berlin haben sich an diesem Montag zu einer Konferenz zur Pastoral in der Oder-Grenzregion in Löcknitz getroffen. Seit einiger Zeit haben sie dieses Gebiet besonders im Blick. An diesem Tag geht es darum, sich über Erfahrungen auszutauschen und die Entwicklung voranzutreiben.

Der Integrations-Ansatz des Erzbistums Berlin geht weit über den liturgischen Aspekt hinaus. Generalvikar Kollig spricht von der »integrativen Kraft der Kirche« als Teil eines großen Ganzen. »Wir wollen Beziehungen stiften und stärken.« Es gehe darum, mit dem Land zu kooperieren. »Wir wollen sehen, wo wir das Land lebbarer machen, aus kirchlicher Sicht unterstützen und uns Engagement vor Ort vorstellen können.« Er betont: »Wir wollen geben, was wir können – ohne ein zu großes Risiko einzugehen oder über den Tisch gezogen zu werden.«

Mit dem Löcknitzer Bürgermeister laufen derzeit Gespräche, ob die Hortbetreuung von der katholischen Kirche übernommen werden kann. Zudem steht das Erzbistum kurz vor dem Kauf einer Immobilie gegenüber eines Löcknitzer Schulgeländes, um dort eine Begegnungsstät-

Begegnungstag
am 1. Oktober

te für kirchliche, ökumenische aber auch gesellschaftliche Aktivitäten zu etablieren. Die Haltestelle für die Schulbusse befindet sich direkt davor. Auch die Kinder und Jugendlichen, die die Schulen eine Straße weiter besuchen, steigen hier ein und aus. »Das ist eine riesige Chance für uns«, sagt Markus Weber, der die Stabstelle »Wo Glauben Raum gewinnt« leitet. Seine Kollegin Uta Raabe meint: »Wir müssen diese Chance ergreifen, in den ein bis drei Stunden, in denen die Jugendlichen auf den Schulbus warten. Wir sind dann die Haltestelle.« Das fände sie gut.

Alexander Liebisch von der Caritas-Pasewalk sieht in der Region dringenden Nachholbedarf in Sachen Jugendarbeit. »Auch wir haben viel mit polnischen Zuzüglern zu tun. Für sie und ihre Probleme da zu sein, ist ein guter Weg, integrativ zu wirken.« Deshalb sei es wichtig, in der künftigen Begegnungsstätte auch als Caritas mit einem Beratungsangebot präsent zu sein und Jugendarbeit zu leisten. »So etwas

finden, auch in ihrem Glauben auf deutscher Seite Heimat zu finden. Ob gemeinsames Osterkörbe basteln, Kirchencafé, Kleinkindergruppe oder deutsch-polnische-ökumenische religiöse Kinderwoche – jede einzelne Aktion bringt die Menschen ein Stück näher. Neben ihrer pastoralen Arbeit engagiert sie sich, Kirche sichtbar zu machen, sowohl auf öffentlichen Veranstaltungen als auch in Arbeitsgruppen und Gremien jenseits von Kirche. Die Kita Randow-Spatzen hat bereits zum dritten Mal für Projektstage bei Klaudia Wildner-Schipek angefragt. »Dieses Mal sind es 60 Anmeldungen, die wir dafür haben«, erzählt sie. »Das sind doppelt so viel wie am Anfang.«

Neben Pastoral und Sozialarbeit, soll auch die Liturgie selbst in die neue Immobilie ziehen. Der große Saal bietet sich als Gottesdienstort an, während zusätzlich geplant ist, eine kleine Kapelle einzurichten. »Dort hat man die Möglichkeit, sich für ein stilles Gebet zurückzuziehen«, erläut-



Neues Begegnungszentrum
Oder-Grenzregion?

Foto: Angela Kröll

wie Jugendkultur oder einen Jugendclub gibt es hier nicht«, betont Alexander Liebisch. Sein Kollege Peter Botzian, der den Caritas-Jugendmigrationsdienst leitet, würde sich mit seinem Team in der neuen Immobilie dieser Aufgabe annehmen und einen Jugendclub aufbauen. Er mahnt: »Die NPD sammelt teilweise die Jugendlichen mit dem Bus ein, um sie zu ihren Jugendtreffpunkten zu fahren. Da sind wir in der Verantwortung, etwas dageganzusetzen.«

Ein neues Zuhause soll in der Immobilie auch die Projektstelle »Glauben ohne Grenzen« bekommen. Ihre Leiterin Klaudia Wildner-Schipek sitzt derzeit noch in angemieteten Büros im Bürgerhaus. Seit einem Jahr erarbeitet sie pastorale Angebote, um die Integration in den Gemeinden voranzutreiben und den polnischen Familien zu hel-

tert Generalvikar Manfred Kollig. Für ihn ist Löcknitz ein »Lernraum«. »Hier gucken wir, wie es funktionieren kann, als Kirche zu integrieren.« Das das keine leichte Aufgabe ist, machen die Berichte der Pfarrer der umliegenden Regionen deutlich. Dort läuft das deutsch-polnische Miteinander noch etwas schleppend.

»Ein Selbstläufer ist das alles nicht«, fasst der Leiter der Kategorialen Seelsorge, Hermann Fränkert-Fechter, die Ergebnisse der Konferenz zusammen. »Die Situationen vor Ort sind doch sehr unterschiedlich. Wir müssen am Ball bleiben.«

Christina Bustorf arbeitet als freie Autorin für die kirchliche Presse

Carla Böhnstedt

»WAS IST DIR HEILIG? IN WELCHEM TAKT PUMPT DER BEAT DEINES HERZENS?«

EINE »ENZYKLOPÄDIE« PERSÖNLICHER HEILIGTÜMER

Woran denkst du, wenn du aufwachst am Morgen?

Nein ich mein' noch vor dem Terminstress, der Planung, den Sorgen.

Woran denkst du? Was ist dir wichtig?

Oder: Vielleicht könnt ich auch eher sagen, was lässt dein Herz schneller schlagen.

Welche Sachen, Dinge oder Menschen.

Wofür wärst du bereit zu kämpfen? Was würd dich auf die Straße treiben?

Wofür würdest du Fahne zeigen? Worunter deinen Namen schreiben?

Was ist dir wichtig? Ich meine, so richtig wichtig?

Welcher Verlust würde dich unfassbar schmerzen?

In welchem Takt pumpt der beat deines Herzens?

(...)

Woran hängst du? Was defniert dich? Was willst du nie mehr verlieren?

(...)

Um welche Sonne dreht sich deine Welt? Und ist es das wert?

Und mit Wert meine ich sicher nicht Geld. Aber was ist es, das dich in Atem hält?

Was ist dir heilig?

Ein Berg an Fragen, um die Marco Michalzik in seinem Poetry Slam Beitrag zum Thema »Was ist dir heilig?« kreist und die zeigen: hier geht es ums Eingemachte! Ein Gebirge an Antworten, hätten wir ihm nach unserem Adventsprojekt 2017 an der Kathedrale anbieten können. »Heilig!« hatten wir unser Projekt genannt, in dessen Rahmen wir –ausgehend von der Installation »Heilig! Jetzt« der Nürnberger Künstlerin Eva Brenner- den Bogen spannten zu den Ereignissen des »Heilig!Abends« damals: »Heilig!Jetzt« lud jeden einzelnen dazu ein, das Heilige in sich selbst und in seinem Leben zu entdecken, unabhängig davon, wer er ist, was er macht, wo er lebt und wie seine Lebensumstände sind.

BODENHAFTUNG Und genau dieser Gedanke, den abgehobenen Begriff des »Heiligen« zu erden, begegnet uns genau genommen schon im Wunder der Heiligen Nacht von Betlehem. Schließlich ereignet es sich gerade nicht in einem Königspalast, sondern in einem alten Stall auf einer Weide. Und so wie sich damals die drei Weisen aus dem Morgenland auf den Weg machen, kommen auch zu unserer Krippe viele Menschen aus aller Herren Länder: Sprachstudenten, die ihr Austauschjahr in Berlin verbringen; Familien, die sich bei Glühwein und heißem Kakao auf dem Weihnachtsmarkt aufwärmen; Großeltern, die behutsam den mühevoll zusammengekratzelten und mit reichlich Rechtschreibfehlern garnierten (um nicht zu sagen: individualisierten) Wunschzettel ihrer kleinen Enkel aus der Manteltasche ziehen, Touristen mit Stadtplan, die sich erstmal sicherheitshalber vergewissern: »Is this a church?« »Yes, it is.« »Catholic or protestant?« »The catholic cathedral of Berlin«. »Oh, reeeeeeeeeeeeeeeally? Amazing!« Aber auch: »Meinen Kumpel hat's letztes Jahr am Breitscheidplatz erwischt. Darf ich für den 'ne Kerze anzünden, auch wenn ich Atheist bin?«

»Is this a church?« »Yes, it is.« »Catholic or protestant?« »The catholic cathedral of Berlin«. »Oh, reeeeeeeeeeeeeeeally? Amazing!« Aber auch: »Meinen Kumpel hat's letztes Jahr am Breitscheidplatz erwischt. Darf ich für den 'ne Kerze anzünden, auch wenn ich Atheist bin?«

INTERNATIONALE KOSTBARKEITEN

Sie alle brachten Gaben mit, die ihnen besonders kostbar und wertvoll waren. Denn im Vorraum lud die Frage »WAS IST MIR HEILIG?« dazu ein, ihren ganz persönlichen »Heiligtümer« nachzusinnen und diese auf goldenen Karten zu notieren und an eine Wand zu pinnen. Und diese Tafeln schwappten regelrecht über vor »Heiligtümern« – und das in allen erdenklichen Sprachen.

Ob auf deutsch oder englisch, spanisch oder portugiesisch, polnisch oder kroatisch, arabisch oder chinesisches. Und was da notiert wurde, hätte lässig den Wert von Gold, Weih-

rauch und Myrrhe, die die Weisen aus dem Morgenland dem neugeborenen Kind in der Krippe mitbrachten, getoppt. Herausgekommen ist eine »Enzyklopädie persönlicher Heiligtümer«, die sich in ganz unterschiedliche Kategorien gliedern ließe und deutlich macht: Wichtige Voraussetzung für Heiligtümer ist ein »In-Beziehung- stehen« zu etwas oder jemandem, zu bestimmten Zeiten oder Orten. Denn »Heiligtümer sind Knotenpunkte gelebter Beziehung« (Klaus Hemmerle). Und weil den Menschen diese Heiligtümer so wichtig sind – »Ich meine, so richtig wichtig!«- hegen und pflegen, kümmern und sorgen sie sich um sie. Verwenden Zeit und Energie darauf.



Foto: Walter Wetzler

Adventsprojekt



Adventsprojekt

KLEINE KOSTPROBE? Häufig genannt: **Heiligtümer der (Lebens-)Geschichte**, die das WIE? beleuchten und unserem Leben die Tiefe und Intensität verleihen: »das mein Fater bei mir wohnt«, »Ein schönes Wochenende auf dem Land mit meiner Familie«, »den bibi (Baby?) soll es gut gehen«, »ich möchte, dass ich mein Leben gut lebe«, »Die Besserung von unserem Tomeu«, »das Leben mit all seinen verschiedenen Seiten, den schönen und den schwierigen«, »das Sein«, »mein Zuhause«, »Moments, when I am alone and listening to natural sounds«, »Die Gesundheit meiner Tochter Aline ist mir heilig und dass wir immer das dreamteam bleiben«, »I hope one day we live in a world without cancer«, ...

Stark vertreten ebenfalls: **Heiligtümer, die Ideale und Werte zum Ausdruck bringen**, Maßstäbe, die ich an mich und andere anlegen will, weil sie der Kitt sind, der unsere Gesellschaft zusammenhält: »Peace! Freedom! Education!«, »mein Glaube«, »Das Recht auf ein uneingeschränktes Leben«, »Demokratie«, »keiner soll Hunger leiden«, »mein NEIN!«, »meine Zeit mit DIR«, »der Respekt vor anderen. Der Umgang mit anderen. Die Liebe zu anderen«, »Gerne bewusst alleine sein. Mich zwingen dazu, wenn die Situation es gerade verlangt«, »Ruhe, Besinnung, Musik, Nächstenliebe«, »Menschen, die sich für Menschen in Not einsetzen und Menschen, die selbstlos wirken, um für Frieden und Demokratie zu kämpfen«, »gegenseitige Wertschätzung & mein Glaube, »Respekt vor Menschen, mit denen ich arbeite, egal ob Patient oder Mitarbeiter. Außer Respekt auch Empathie und die Sonnenseite des Lebens zu sehen (Blick nicht verlieren)«, »Mein Körper! Mein Berlin!«, »der Sonntag«, ...

Und dann wären da noch **»Alltags-Heiligtümer«**, die unserem alltäglichen Einerlei das Grau aus dem Gefieder pusten und ihm einen besonderen Glanz verleihen: »Mein Teeglas«, »Weihnachten. Nutella«, »Katzen und Literatur«, »mein Mercedes«, »Mein Sonntagsfrühstück. TATORT. Mein Schutzengel«, »mein Kaffee am Morgen«, »Mein Bettchen«,

»Depeche Mode«, »Meine Wimpern«, »Dieser Augenblick«, »gute Gedanken, neue Ideen«,

Mit großem Abstand am häufigsten aber notiert wurden: Heiligtümer des **Miteinanders von Familie und Freunden**: »Meine wunderbare Familie«, »Mein Ehemann, mein Mops und unser Sternenkind«, »Meine Familie. Ich liebe sie über alles«, »Hab dich lieb, Papa«, »Meine Beziehungen, da, wo ich lieben kann und geliebt werde und wir dadurch wachsen«, »Meine Töchter«, »Mein Pupsi (Papa)«, »Meine große Liebe und mein Schatz!«, »Das Glück meiner Tochter«, »Mein Schatz Horst, meine Eltern und Schwiegereltern sowie mein Bruder mit all seinen Macken. P.S. und alle Menschen, denen ich heilig bin!«, »meine Freunde«, »Die Zeit mit meinen Lieben! Ich bin glücklich, euch in meinem Leben zu haben«. Allerdings hätte dieser Satz auch von Gott stammen können. Warum sonst hätte er an Weihnachten Mensch werden und in unsere menschliche Lebensgeschichte einsteigen sollen? So wie er sich im Alltäglichen erfahrbar macht, zeigen diese persönlichen Heiligtümer so vieler unterschiedlicher Menschen, wie sich auch in unserer völlig säkularisierten Welt kleine Einflugschneiden für das Heilige auftun.

Und wenn auch Maria und Josef eine unserer goldenen »Was ist mir heilig?«-Karten beschriftet hätten, würde ich fast darauf wetten, sie hätten das gleiche Anliegen notiert, wie einer der Besucher der Kathedrale: »Unsere verrückte Familie«. Okay, vermutlich hätten sie es weniger flapsig formuliert. Aber gedacht haben sie es bestimmt. Auf jeden Fall danach gehandelt. Denn ob vor über 2000 Jahren oder heute; ob im Stall von Betlehem oder in der Kathedrale von Berlin: Familie, Freunde, Miteinander – ist eben doch unangefochten das »allerheiligste«.

Carla Böhnstedt ist Pastoralreferentin in der Citypastoral

Carla Böhnstedt

Kaum hatte das Adventsprojekt leise hinter sich die Tür ins Schloss fallen lassen, waren auch schon die Vorbereitungen für das nächste Projekt im vollen Gange, denn auch in der Fasten- und Osterzeit ist eine temporäre Installation in der Kathedrale zu Gast:

... BEI LICHTE BETRACHTET ...

PROJEKT LICHT.REICH IN DER ST. HEDWIGS-KATHEDRALE
WÄHREND DER FASTENZEIT 2018



Missmutig trottet der kleine Junge (4) hinter seiner Oma die Rampe zur Kathedrale hinauf. »Komm, Schatz, wir schauen uns dieses Haus mal von innen an«, versucht sie ihn zu motivieren. Doch das scheint »Schatz« so gar nicht zu interessieren. »Ich will da aber nicht rein«, lässt er deshalb kurzerhand verlauten. »Nur kurz, dann ist die Mama auch beim Friseur fertig«, flötet seine Oma dem Knirps pädagogisch entgegen. Doch der hält offensichtlich nicht viel von Ablenkungsmanövern und betont unbeirrt: »Aber! Ich! Will! Da! Nicht! Ra-heiiiiin!!!« Was beide zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen: Eine halbe Stunde später wird die Oma genau das entgegen gesetzte Problem haben und ihren Enkel nur mit Mühe wieder rausbekommen. Denn kaum haben die beiden das Innere der Kathedrale betreten, reißt der Kleine die Augen auf, schnappt hörbar nach Luft, rupft seiner Oma aufgeregt an der Jacke und ruft: »Guck mal, da oben fliegen zwei Engel!« Und schon läuft er los und dreht eine erste Dreiviertelrunde um die Öffnung in der Kathedrale, immer den beiden vermeintlichen »Engeln« hinterher.

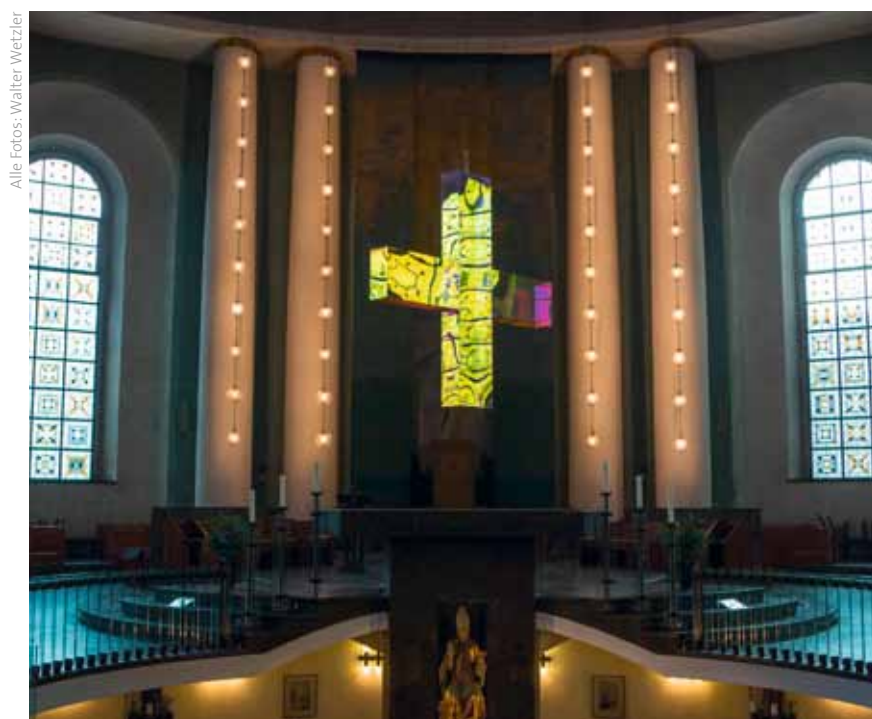
Um mal gleich Entwarnung zu geben: Er hat sie nicht geschnappt! Und so ist das Spektakel auch weiterhin zu bewundern. Genau gesagt: noch bis zum Weißen Sonntag. Denn so lange wird ein 2m x 2m großes Lichtkreuz des Künstlers Ludger Hinse im Rahmen des Projektes »licht.reich« in der Mitte der Kathedrale hängen. Aus dem Material Radiant gebaut, verändert es allein durch das jeweils hereinfallende Tageslicht permanent seine farblichen Schattierungen. Von tiefrot bis hin zu fast transparent, unifarben oder schillernd wie ein Regenbogen – das Kreuz wechselt ständig sein Aussehen. Ungeplanter Nebeneffekt: die »fliegenden Engel«: zwei Spiegelungen, die nahezu permanent an der Innenseite der Kuppel entlangwandern – je nachdem, wie sich das Lichtkreuz (allein durch den Luftzug be-

dingt) sanft dreht. Hinzu gesellt sich noch ein violetter Schatten – keine Frage: derzeit ist viel Und das nicht nur, weil ein Fotowettbewerb auf Instagram die Besucher einlädt, ihr schönstes Foto des Lichtkreuzes auf Instagram hochzuladen. Da gilt es den besten Platz, die schönste Perspektive, den aufregendsten Blickwinkel zu finden. Doch das kann ganz unterschiedlich aussehen: Während ein junges Pärchen sich zaghaft erkundigt, ob man sich mal gerade auf den Boden der Unterkirche lege dürfe, der besonderen Foto-Perspektive wegen, setzt sich ein Ehepaar aus der Nähe von Würzburg erst einmal still in die Bank, schaut, nimmt wahr, lässt wirken, meditiert – und vergisst darüber fast die Zeit. So sitzen sie da eine geschlagene Stunde – und nur die Vorbereitungen für die Zulassungsfeier für Menschen, die am katholischen Glauben interessiert sind, »vertreibt« sie schließlich aus der Kathedrale: schließlich handelt es sich um ein Pastorenpaar. Evangelisch.

Wenn auch außerhalb unseres Fotowettbewerbs, gelangen Bilder unseres Lichtkreuzes über dpa und AP bis in die USA und Australien. Und die dortige Zeitung »Sydney Morning Herald« platziert es prompt in der Rubrik der besten Fotos weltweit. (Best of the World Photos am 17.02.2018): »An art installation by artist Ludger Hinse hangs in the St. Hedwigs cathedral in Berlin, Germany«. Wow! Well done!

Klarer Fall: das Kreuz kann sich sehen lassen. Weltweit. Kein Wunder! Schließlich geht es dabei um Leben und Tod. Bewusst in der Fastenzeit und über Ostern aufgehängt, ermöglicht diese temporäre Installation, das Kreuz in einem neuen Licht zu sehen und deutlich zu machen, dass nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern das Leben. Mit allen Licht- und Schattenseiten!

Die Cathedralprojekte »Heilig« und »licht.reich« wurden vom Bonifatiuswerk unterstützt.



Alle Fotos: Walter Wetzler

Carla Böhnstedt ist Pastoralreferentin in der Citypastoral

.....
 Weitere Informationen zum Programm des Projektes licht.reich unter:
www.erzbistumberlin.de/lichtreich

Uta Raabe

750 JAHRFEIER DER HEILIGSPRECHUNG DER HL. HEDWIG

VON DER FAHRT NACH BRESLAU FÜR VERANTWORTUNGSTRÄGER IN DEN PASTORALEN RÄUMEN

Vom 20. bis 22. Oktober 2017 fuhren über 70 ehrenamtlich und hauptamtlich engagierte Katholiken aus dem Erzbistum Berlin mit ihrem Erzbischof Dr. Heiner Koch nach Breslau/Wrocław, zum Grab der Heiligen Hedwig nach Trebnitz/Trzebnica und nach Kreisau/Krzyżowa. Ein Höhepunkt war die Begegnung mit dem Alt-Erzbischof von Oppeln, Prof. Dr. Alfons Nossol. Der Leiter der KAS Brandenburg, Stephan Raabe, begleitete die vom Dezernat Seelsorge organisierte Fahrt als ehrenamtlicher Fachreferent mit Vorträgen zur Geschichte und Politik, Kirche und Gesellschaft in Polen. »Partizipative Kirchenentwicklung« und »Kreative Liturgien«.

Die vom Dezernat Seelsorge organisierte Fahrt für kirchliche Verantwortungsträger/-innen im Haupt- und Ehrenamt führte über Liegnitz/Legnica nach Breslau.

Am folgenden Tag gedachten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen in einer Messfeier mit dem Berliner Erzbischof Heiner Koch und dem Breslauer Generalvikar Andrzej Siemieniewski der Heiligen Hedwig an ihrem Grab in Trebnitz in besonderer Weise. Zum Ende der Eucharistiefeier zogen alle Gläubigen zum Grab der Heiligen Hedwig, an dem der Erzbischof den Segen spendete. An diesem Ort bekam das Abschlusslied zur Heiligen Hedwig eine vertiefte Bedeutung. Nach der Besichtigung von Breslau referierte der Alt-Erzbischof von Oppeln Alfons Nossol im herrlichen Oratorium Marianum der Universität Breslau in beeindruckender Weise über »Schlesien als Brückenland« in Vergangenheit und Gegenwart.

Ausgehend von der Heiligen Hedwig, als der Brückenbauerin und »Schutzpatronin der deutsch-polnischen Versöhnung schlechthin«, zeigte Erzbischof Alfons Nossol die Bedeutung Schlesiens für die Zukunft Europas auf. Er zeichnete eine Vision eines Landes mit »denkendem Herzen und liebendem Verstand.«

«Man könnte im Sinne unseres polnischen Goethe, Adam Mickiewicz, sagen: Schlesien, mein geliebtes Vaterland – aber es darf nicht im politisierenden Sinne irgendeiner besonderen Autonomie gedeutet werden, sondern in einer integralen Vision. In der Vision von einem Land des denkenden Herzens und des liebenden Verstandes, das wie eine



Foto: Walter Wetzler

Erzbischof em. Alfons Nossol (links)
Bild rechts: Grab der Hl. Hedwig im Sanktuarium
św. Jadwigi w Trzebnicy (Trebnitz)



Foto: Uta Raabe



Wir blicken zuversichtlich in die europäische Zukunft, indem wir nicht ›bonjour tristesse‹ rufen, sondern ›gaudium et spes‹, weil die Hoffnung bedeutend lauter zu rufen pflegt als die Angst.



gute Mutter alle seine Bewohner an sich drückt, ungeachtet dessen, ob sie einer Mehrzahl oder einer Minderheit angehören.«

In dem bewegenden Vortrag ließ er uns teilhaben an seinem Leben, das durch die Heilige Hedwig stark geprägt wurde. Er sah und sieht in der Heiligen Hedwig die Gestalt, mit deren Hilfe Versöhnung möglich ist. So erzählte Erzbischof Nossol auch die eine oder andere Geschichte aus seinem Leben. »Die heilige Hedwig ist Schutzpatronin unseres Priesterseminars und der Universitätskirche in Oppeln. Als ich damals mit dem Vorschlag kam, es möge die schlesische Landesmutter, die heilige Hedwig sein, haben sich etliche Kollegen empört. Was? Die Schutzpatronin der Seminarkirche und der Universitätskirche eine Frau? Ich sagte nur: Frauen haben es bei Jesus schon weiter gebracht, als nur Schutzpatronin einer Seminarkirche zu sein. Ich habe es durchboxen müssen und es hat sich positiv weiter entwickelt.«

Rückblickend auf seine 85 Lebensjahre, seine 60 Priester- und 40 Bischofsjahre sagte Erzbischof Nossol: »Wir blicken zuversichtlich in die europäische Zukunft, indem wir nicht ›bonjour tristesse‹ rufen, sondern ›gaudium et spes‹, weil die Hoffnung bedeutend lauter zu rufen pflegt als die Angst.«

Reisegruppe in Breslau



Erzbischof Nossol ist ein bekennender Europäer, der sich sein ganzes Leben lang für die Versöhnung insbesondere zwischen Polen und Deutschen eingesetzt hat, und – das erzählte er anhand einiger Beispiele – mal von der einen, mal von der anderen Seite dafür gescholten wurde. Dennoch sieht er nur im vereinten Europa die Zukunft Europas: »Das vereinte Europa ist ein ganz besonderer Schutz gegen jedwede nationalistische Einengung. Und wir wissen es doch: der Nationalismus kann ohne weiteres in Chauvinismus umschlagen. Und der Chauvinismus war immer schon Hauptursache aller Kriege Europas. Und deshalb sollten wir uns davor schützen.«

Der bewegende Vortrag von Erzbischof Alfons Nossol war zweifelsohne einer der Höhepunkte der Fahrt.

Auf der Rückfahrt nach Berlin standen nach der Mitfeier der Heiligen Messe (in polnischer Sprache) in der Kathedrale von Breslau noch zwei Besichtigungen auf dem Programm: zunächst wurde die evangelische Friedenskirche in Schweidnitz besucht, ein Weltkulturerbe aus dem 17. Jahrhundert. Das zum Abschluss gesungene »Te Deum« fasste die Bewunderung für diesen großartigen Ort zusammen.

Weiter ging es nach Kreisau, und damit in die jüngere Vergangenheit. Kreisau steht einerseits für den Widerstandskreis gegen den Nationalsozialismus, andererseits auch für die Versöhnung zwischen Polen und Deutschen. 1989 umarmten sich hier bei der Versöhnungsmesse der polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl beim Friedensgruß. Erzbischof Nossol hatte diesen Versöhnungsgottesdienst angeregt und in seinem Vortrag am Vortag einige Hintergründe dazu erläutert.

Während der Hin- und Rückfahrt wurden in Vorträgen Aspekte von Geschichte, Politik und Gesellschaft in Polen und das deutsch-polnische Verhältnis behandelt, aber auch Lieder gesungen und etwas die polnische Sprache eingeübt.

Erzbischof Alfons Nossol, geboren 1932, war von 1977 bis 2009 Bischof des Bistums Oppeln. 1999 verlieh ihm Papst Johannes Paul II. aufgrund seiner großen Verdienste den Titel Erzbischof ad personam. Bei seinem Eintritt in den Ruhestand war er mit 32 Amtsjahren Polens dienstältester Diözesanbischof.

Erzbischof Nossol ist der Brückenbauer zwischen Polen und Deutschland par excellence. Im Jahr 2010 wurde ihm – zusammen mit dem Gründer des Deutschen Polen-Instituts Karl Dedecius – der Deutsche Nationalpreis verliehen,

der Personen der Zeitgeschichte würdigt, die sich für das Zusammenwachsen, die Einheit und Vereinigung Deutschlands und Europas einsetzen. In der Begründung heißt es, Nossol »verkörpert mit seinem Lebenswerk die deutsch-polnische Versöhnungsaufgabe, die für das Zusammenleben in Europa beispielhafte Integration von Minderheiten, die Rolle der katholischen Kirche in Polen bei der Unterstützung der Freiheitsbewegung und die auf Verständigung gerichtete Ökumene der Religionen.«

DIE HEILIGE HEDWIG VON SCHLESSEN,

polnisch Jadwiga Śląska, wurde 1174 in Andechs geboren und starb am 15. Oktober 1243 in Trebnitz nordwestlich von Breslau. Gemeinsam mit ihrem Ehemann Herzog Heinrich I. von Schlesien (~1165–1238) förderte sie die Vertiefung des christlichen Glaubens, die kulturelle Entwicklung Schlesiens, engagierte sich für die Armen und holte deutsche Kolonisten in das Land.

Nachdem ihr Mann 1238 gestorben war, trat Hedwig in das von ihr gegründete Kloster Trebnitz ein und musste erleben, dass 1241 ihr Sohn Heinrich II. in der Schlacht bei Wahlstatt/Legnitz Pole im Krieg gegen die Mongolen-Invasion getötet wurde.

Hedwig von Schlesien wird in der römisch-katholischen Kirche als Heilige verehrt. Sie ist Patronin der Bischofskathedrale in Berlin sowie von Schlesien und verbindet insofern bis heute Deutschland und Polen.

Im römischen Generalkalender ist ihr Gedenktag am 16. Oktober, im evangelischen Namenskalender am 15. Oktober.

Im Oktober 2017 jährte sich zum 750. Mal die Heiligsprechung der Hedwig von Schlesien.



Michael Haas

»DER VERLUST DER HEIMAT IST SCHWERWIEGEND«

INTERVIEW MIT AMIL GORGIS VON DER SYRISCH-ORTHODOXEN GEMEINDE

INFO *Wie haben Sie den Zuzug Geflüchteter seit 2015 erlebt und was hat sich seither verändert?*

AMIL GORGIS Ein Jahr vor dem großen Zustrom Geflüchteter im Jahr 2015 waren wir schon für das Thema Flucht sensibilisiert und aktiv. Ich erinnere mich z.B. an einen Anruf, Anfang 2014 aus Aleppo: Der Sohn einer befreundeten Familie sollte zum Militärdienst eingezogen werden. Seine Mutter weinte am Telefon und hatte Angst um sein Leben. Da wandten wir uns an das Auswärtige Amt der Bundesregierung und baten um eine humanitäre Aufnahme für ihn. Diese Bemühungen blieben unbeantwortet. Wie durch Zufall lernte ich bei einem Jugendaustausch unserer syrisch-orthodoxen Gemeinde mit der französischen reformierten Gemeinde den Beauftragten für Flüchtlingsfragen im Innenministerium kennen. Ich berichtete ihm von den vielen Hilferufen, die uns mittlerweile erreicht hatten. Durch diese und weitere Entwicklungen war es möglich - im Rahmen eines Kontingents von 5000 von Deutschland aufgenommenen Personen - etwa 350 Angehörige von Gemeindemitgliedern in Deutschland, die sich bei mir gemeldet hatten, darunter zehn Schwerkranke, aus Syrien zu holen. Sie erfüllten die Kriterien für eine humanitäre Aufnahme, z.B. junge Kriegsdienstverweigerer, Frauen, die Angst vor Entführung hatten oder Kinder, die nicht zur Schule gehen konnten.

Im März 2014 kamen die ersten Familien und wir mussten schauen, wie wir sie unterbringen, ihre Kinder einschulen lassen, sie bei den Behördengängen begleiten, Formulare

Chor der Syrisch-Orthodoxen
Gemeinde von Antiochien in Berlin

ausfüllen, sie für einen Deutschkurs anmelden, ihnen den Umgang mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zeigen und ihnen Ansprechpartner bei allen möglichen Fragen sein.

Die Unterbringung der Geflüchteten, die wir betreuten, war eine der drängendsten Aufgaben. Teilweise lebten bis zu 12 Personen in einer 2-Zimmerwohnung. Die Situation war dramatisch. Wir baten katholische und evangelische Gemeinden um Hilfe und wurden nicht allein gelassen. Die katholische Gemeinde St. Matthias stellte uns drei Etagen eines Gästehauses in der Kolonnenstraße zur Verfügung, das auf Renovierung wartete. Wir konnten es zweieinhalb Jahre nutzen. In dieser Zeit konnten wir dort etwa 80 Personen nacheinander unterbringen, bis wir auf dem freien Markt oder mit Hilfe christlicher Gemeinden normale Wohnungen für sie gefunden hatten.

Danach haben sowohl die Caritas als auch das Evangelische Elisabeth-Krankenhaus, das in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Gemeinde liegt, uns vorübergehend mit Wohnungen für Geflüchtete versorgt. So konnten wir nach und nach durch unsere breite Vernetzung mit den vielen engagierten Gemeindegruppen und Stiftungen unserer Stadt weitere Wohnungen suchen. Es war immer ein großer Moment für die Geflüchteten, wenn sie nach langer Zeit eigene vier Wände beziehen konnten. Erst dann fanden sie Ruhe und Stabilität, um auf eigenen Füßen zu stehen und ihre Zukunft zu planen.

Insgesamt haben wir ca. 70 Wohnungen mit Hilfe der ev. Luther-Gemeinde und der Szloma-Albam-Stiftung mit jüdischem Kontext, der ev. Philippus-Nathanael-Gemeinde, der französisch-reformierten Gemeinde, des Elisabeth-Krankenhauses und der Caritas an die Geflüchteten, die wir betreuten, vermitteln können. Ohne diese geschwisterliche Unterstützung wären wir als syrisch-orthodoxe Gemeinde überfordert gewesen.

Als der große Flüchtlingsstrom 2015 Berlin erreichte, hat sich auch die Anzahl der Hilfesuchenden, die den Weg zu uns fanden, verstärkt. Wir haben bis zum Rand der Erschöpfung versucht, auf diese Notlage zu reagieren und ehrenamtlich den Menschen zu helfen. Es ging nicht nur darum, sich um die alltäglichen Sorgen der Geflüchteten zu kümmern, sondern auch dafür zu sorgen, dass sie hier in der Stadt eine geistliche Heimat finden.

So haben wir in unserer aramäisch-sprachigen Gemeinde für die syrisch-orthodoxen Gemeindemitglieder aus Syrien und aus dem Irak eine Bibelstunde in arabischer Sprache eingerichtet. Gelegentlich haben wir katholische und evangelische Theologen dazu eingeladen, diese Bibelstunde zu gestalten.

Unsere Gemeinde bietet Deutsch-Unterricht an und hat einer Pfadfinder-Gruppe aus Syrien Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Wir vermitteln Patenschaften für Geflüch-

tete, so entstehen jenseits der Gemeinde Freundschaften, die für beide Seiten ein Gewinn sind. Wir kümmern uns um die Vermittlung von Praktika, damit die neu Angekommenen Zugänge zum Berufsleben finden. Wir binden sie in die ökumenischen Veranstaltungen ein, an denen wir teilnehmen, damit sie die Breite und den Segen des gesellschaftlichen Lebens in unserer Stadt kennenlernen.

Es war für mich zu schwierig, vom Senat personelle oder finanzielle Ressourcen zu bekommen. Der bürokratische Aufwand dafür war gleichzeitig mit allen anderen Anforderungen nicht zu bewältigen.

INFO Was haben Sie gelernt? Und was heißt das für Sie als Christen?

AMIL GORGIS Der Verlust der Heimat ist schwerwiegend. Die meisten unserer Gemeindemitglieder mussten diese Erfahrung der Entwurzelung machen, die unsere Identität gewissermaßen prägt. Wir empfinden sehr stark mit dem Schicksal der Christen in Syrien und im Irak. Darum ist es wichtig, diese Leere, die durch den Verlust der Heimat entsteht, zu füllen. Es ist wichtig, eine geistliche Heimat zu haben. Das verschafft Halt und Orientierung.

Ich kann von geflüchteten Menschen in unserer Gemeinde erzählen, die vor zwei, drei Jahren zu uns kamen. Sie kannten niemanden und waren vollkommen verunsichert. Heute erlebe ich, wie sie ein selbstverständlicher Teil dieser Gemeinde geworden sind. Sie helfen und gestalten mit, was Ihnen Würde und Vertrauen gibt.

Es ist ein Segen, dass wir als syrisch-orthodoxe Christen die Gastfreundschaft der Schwesterkirchen in dieser Stadt erfahren durften. Dadurch haben wir eine geistliche Heimat gewonnen und können nun davon weiter geben.

Die syrisch-orthodoxe Gemeinde war lange Zeit zunächst in St. Michael zu Gast, bevor wir die St. Ludgeruskirche beziehen konnten. Die katholische Kirche hat ihre Türen für uns aufgemacht und wir sind hier heimisch geworden. Die geschwisterliche Beziehung ist bis heute lebendig. Z.B. gestalten wir in St. Marien-Liebfrauen am Karfreitag die Kreuzerhöhung mit. Das wird als gegenseitiges Geschenk erlebt. Wir dürfen von unseren Erfahrungen in Syrien und im Irak berichten und spüren, dass die Gemeinde dieses Kreuz im Gebet mit uns trägt. Auch an anderen Feiertagen besuchen wir uns gegenseitig und gestalten Gottesdienste mit. Wir sind im selben Geist in der Stadt unterwegs!

Christsein kann in gemeinsamem Tun, in aktiv gestaltetem Geben und Nehmen Wirklichkeit werden. In meiner Arbeit mit Geflüchteten werde ich selbst beschenkt. Es ist nicht nur Belastung, sondern auch Bereicherung, für die ich dankbar bin.

Die alteingesessene Gemeinde fühlte sich teilweise verdrängt durch die vielen Aktivitäten für geflüchtete Menschen, auch weil wir wenige Räume haben. Viele fragten sich: Wo bleiben wir? Es gibt also eine Tendenz des Auseinanderdriftens. Das tägliche Miteinander ist ein Lernprozess, braucht Zeit und Geduld.

INFO *Wo geht es zukünftig hin? Welchen Einfluss, welche Auswirkungen haben die geflüchteten Menschen für die Kirche?*

AMIL GORGIS Die persönlichen Schicksale von Geflüchteten berühren in der Regel jeden, der sie hört. Die Gemeinden erfahren, dass die Ursachen der schrecklichen Ereignisse im Nahen Osten sehr kompliziert sind. Zu erfahren, dass die Menschen, die aus dem Krieg zu uns gekommen sind, ein Haus und eine Arbeit hatten und dies alles unverschuldet verloren haben, dass es für sie nicht einfach ist, damit zurecht zu kommen, und dass uns allen so etwas auch widerfahren könnte, dass sie sind wie wir, hilft uns zu verstehen. Es ist keine Selbstverständlichkeit und kein eigener Verdienst, dass hier Frieden herrscht! Wenn das bewusst wird, verändert sich die Haltung und Perspektive. Die Frage, ob wir die Betroffenen aufnehmen wollen, stellt sich überhaupt nicht! Sie sind da, sie brauchen Hilfe und Zuwendung, das ist eine Tatsache. Morgen kann es anders herum sein.

INFO *Welche Auswirkungen hat das konkret auf das Selbstverständnis Ihrer Pfarrei?*

AMIL GORGIS Wir merken: Seelsorge ist sehr wichtig. Und sie muss eng mit Unterstützungsangeboten einhergehen. Da ist zum Beispiel die problematische Rollenumkehr in den Familien: Kinder lernen schneller Deutsch als ihre Eltern, werden zu Dolmetschern und Lotsen für die Älteren. Das verursacht oft Autoritätsverlust, mit dem beide Seiten schwer umgehen können. Sie bräuchten ein Gruppenange-

ZUR PERSON



Amil Gorgis, geboren 1952 im Nordosten Syriens, lebt seit 1970 in Berlin, ist Vater von vier Kindern, Diplom-Ingenieur im Ruhestand und seit 1981 in verschiedenen Funktionen ehrenamtlich für die Syrisch-Orthodoxe Kirche von Antiochien in Berlin aktiv. Er ist Subdiakon und Ökumene-Beauftragter, hat zahlreiche eigene Publikationen herausgegeben und viele Bücher aus dem Syrisch-Aramäischen und aus dem Arabischen übersetzt, darunter liturgische, theologische und historische Schriften, hält Vorträge zur Situation der Christen im Nahen Osten und ist Vorsitzender der Stiftung für Aramäische Studien (NISIBIN) sowie Vorsitzender der Fördergemeinschaft für eine Ökumenische Gedenkstätte für Genozid-Opfer im Osmanischen Reich. Weiteren Übersetzungsarbeiten konnte er sich seit 2014 kaum wie beabsichtigt widmen, weil die Fluchtmigration aus Syrien und aus dem Irak seine volle Zuwendung erforderte. Kraft schöpft er beim liturgischen Singen; Entspannung findet er beim gelegentlichen Skat-Spiel.

bot, um die Situation zu verarbeiten. Die meisten unserer Gemeindemitglieder sind geprägt durch die jahrhundertelange Erfahrung unserer Kirche in einer muslimischen Mehrheitsgesellschaft. Dort war es nur erlaubt, ein „stummes Zeugnis“ zu leben. Das ist hier anders: Es gibt Gestaltungsfreiheit, aber auch die Notwendigkeit, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Als ich vor vielen Jahren mit einem Freund im Wald wandern war, begann er, herumliegende Mülltüten einzusammeln und mitzunehmen. Damals habe ich verstanden, dass man sich für die positive Entwicklung seiner Umgebung einsetzen kann, und das habe ich versucht, den Bewohnern in den Flüchtlingsunterkünften zu vermitteln. Sie haben durch ihr Verhalten einen unmittelbaren Einfluss auf ihr Umfeld.

Zugewanderten Menschen hier eine Heimat zu bieten, beinhaltet mehrere Ebenen. Als Gemeinde haben wir eine Vorbildfunktion. Wir sehen aber auch: Die Integration, auch die innergemeindliche, ist noch ein langer Prozess!

INFO *Was braucht es, um das Engagement zu unterstützen / aufrecht zu erhalten?*

AMIL GORGIS Für die Fortsetzung des Engagements sind zunächst Anerkennung und Wertschätzung notwendig. Als Gemeinde würden wir gern alle Helferinnen und Unterstützer zu einem großen Fest einladen, um ihnen danke zu sagen. Das würde uns näher bringen! Wir müssen uns unserer Gemeinschaft im Geist bewusst werden. Das geht in der täglichen Arbeitsfülle oft unter. Wir engagieren uns gern, es geht darum, Lebensfreude zu teilen, etwa beim gemeinsamen Feiern, auch von Gottesdiensten. Das ist auch eine Chance, voneinander zu lernen!

Dafür und auch für die vorher genannten Angebote fehlen uns allerdings oft die räumlichen personellen und finanziellen Möglichkeiten. Es wäre wünschenswert, dass dieses Engagement der betroffenen fremdsprachigen Gemeinden in der Arbeit mit Geflüchteten auch gesellschaftspolitisch anerkannt und unterstützt werden würde. Das Gleiche gilt für die Bewahrung des kulturellen Reichtums, den die fremdsprachigen Gemeinden in die Stadt gebracht haben und den sie unter oft widrigen Umständen über Jahrhunderte erhalten konnten. Diese Vielfalt ist keine Bedrohung, sondern ein Schatz, dessen Pflege als Aufgabe der ganzen Gesellschaft betrachtet werden sollte.

Das Interview führte Michael Haas, Netzwerk Koordinator für die Flüchtlingsarbeit im Erzbistum Berlin

Weitere Informationen:

→ **Syrisch-Orthodoxe Kirche von Antiochien:**

<http://www.oerbb.de/mitgliedskirchen/syrisch-orthodoxe-kirche-von-antiochien>

→ **Stiftung für Aramäische Studien (NISIBIN):**

<http://www.nisibin.de/>

Alfred Herrmann

RUNTER VOM BERG

IMPULSTAG »KIRCHENENTWICKLUNG« LIEFERT ANREGUNGEN ZUR ENTWICKLUNGSPHASE

Bereits fünf Jahre befindet sich das Erzbistum Berlin mit seinem Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« auf dem Weg. Die 105 Pfarreien haben sich zu 35 Pastoralen Räumen zusammengefunden. Viele von ihnen stehen in der Entwicklungsphase. Sie entwickeln Kirche vor Ort. So kam es nicht von ungefähr, dass der »Impulstag Kirchenentwicklung«, den das Dezernat Seelsorge im Januar in St. Elisabeth in Berlin-Schöneberg ausrichtete, mit über 200 Teilnehmenden aus dem gesamten Erzbistum schnell ausgebucht war.

Diese engagierten Katholikinnen und Katholiken brachten ihre drängenden Fragen mit: »Wir stehen am Beginn der Entwicklungsphase und wollen wissen, wie es weitergeht, damit wir nicht in Aktionismus verfallen«, erhoffen sich Elke Rehder und Stefanie Kaune aus dem Pastoralen Raum Brieslang-Nauen konkrete Antworten. Gerhard Haupt aus Potsdam-Michendorf interessiert sich, wie er Ehrenamtliche für die Gemeinde gewinnen kann: »Bislang hat man die Aufgabe definiert und dann dafür Leute sucht. Nun soll man stärker auf die Fähigkeiten jedes einzelnen eingehen. Diese andere Herangehensweise hat auch was für sich. Aber wie funktioniert sie konkret?«

»Mir geht es darum«, erklärt Gerrit Pötter aus dem Pastoralen Raum Berlin Schöneberg-Tiergarten Süd, »wie künftig Pfarrei, Gemeinde und Orte kirchlichen Lebens zusammenwirken sollen.« Norbert Diener von Stralsund/Rügen/Demmin sucht Antworten zum Thema Pastoralenkonzept: »Wie groß soll der Umfang sein? Welche Aufgaben sollen darin berücksichtigt werden? Welche Ziele müssen rein?« Und auch Christine Köble aus dem Pastoralen Raum Berliner Südwesten interessiert diese Frage: »Ich habe den Eindruck, dass die Leute nicht ganz verstehen, wie sie zu einem Pastoralenkonzept kommen.«

ZIEL NICHT AUS DEN AUGEN VERLIEREN

Gegenüber diesen vor allem strukturellen Anliegen der Teilnehmenden richtet Erzbischof Heiner Koch in seinem geistlichen Impuls gleich zu Beginn des Tages den Fokus neu aus. Er stellt die eigentliche Sendung der Kirche von Berlin in den Mittelpunkt. »Wir sind nicht dafür da ein tolles Haus, ein tolles Gemeindeleben, ein tolles Programm zu schaffen! Sondern wir sollen runter vom Berg zu den Menschen.« Wie einst Jesus im Evangelium von der Verklärung des Herrn (Mt 17,1-9) Petrus ausbremste, als dieser voller

Tatendrang drei Hütten bauen wollte, lenkt Erzbischof Koch den Blick auf das Wesentliche im Pastoralen Prozess: den Menschen. Jesus ging nicht auf den Vorschlag seines Apostels ein, sich auf dem Berg häuslich einzurichten und unter sich zu bleiben, sondern führte seine Jünger nach dem Verklärungserlebnis gleich wieder runter, hinein in die Welt zu den Menschen. »Es kostet viel Mühe, drei Hütten zu bauen, und man kann sich in dieser Aufgabe leicht verlieren, weil es schön ist auf dem Berg der Verklärung«, legt Erzbischof Koch die Bibelstelle aus: »In die Sorge, wie werden wir eine strahlende Pfarrei kommt schockartig das Wort Jesu: ‚Runter vom Berg‘, runter zu den Suchenden und Fragenden, zu den Desinteressierten und jenen, die gar nichts mit einem anfangen können.«

Für den mühsamen Weg »runter vom Berg«, spricht: einen Pastoralen Raum so aufzustellen, dass er sich Menschen öffnet, gibt Erzbischof Koch zwei Aufträge mit auf den Weg. Der eine: das Ziel – »Gott, die Herrlichkeit des ewigen Lebens, die ewige Verklärung, zu der wir unterwegs sind« – nicht aus den Augen zu verlieren. »Alles, was wir tun, muss helfen, die Hoffnung, dass es doch einen offenen Himmel gibt, wach und diesen Berg der Verklärung strahlend zu halten.« Der andere: stets darüber nachzudenken, wie Kirche nach außen hin »erscheint«: Es komme nicht nur auf die Handelnden, sondern auch auf deren Haltung an, betont Erzbischof Koch. »Wie ist die Kultur des Miteinanders in unserem Bistum? Wie gut sind unsere Gottesdienste? Wie einladend sind unsere Kirchen?«

GOTT IN DER WELT ENTDECKEN

Im zentralen Vortrag des Impulstages wendet sich Generalvikar Pater Manfred Kollig unter der Überschrift »vibrieren – darstellen – zusammenführen« ausdrücklich gegen einen Pastoralen Prozess, der als bloßer Strukturprozess verstan-



Alle Fotos: Alfred Herrmann

den wird: »Wir nennen diesen Prozess zwar ‚Wo Glauben Raum gewinnt‘, reden aber vorrangig von Strukturen.« Mit sieben zentralen Aspekten zur »Communio«, dem Kernbegriff der Leitgedanken des Erzbistums legt er den Teilnehmenden einen Haltungswechsel nahe, weg vom strukturbezogenen hin zu einem geistlich fundierten Herangehen.

»Wir reden sehr schnell von ‚machen‘«, formuliert Generalvikar Kollig seinem ersten Aspekt. Im Sinne von Alfred Delp's Wort »Die Welt ist Gottes so voll« müsse man sich allerdings von dem Gedanken verabschieden, selbst Macher und Gestalter der Welt zu sein. Gott brauche nirgendwohin gebracht zu werden. Er sei immer und überall schon da. Daher gelte es, statt selbst zu machen, zunächst Gott in dieser Welt nachzuspüren. »Das Geheimnis findet im Hauptbahnhof statt«, zitiert Kollig Joseph Beuys. »Wenn wirklich der Glaube Raum gewinnen soll, muss die Welt zunächst in uns vibrieren und widerhallen, uns wachrütteln und berühren«, betont der Generalvikar. Er verlangt damit eine andere Sicht auf die Welt, in der man ständig Gott begegnen kann, in der das, »was gut tut, immer Gott tut«. Die Aufgabe besteht also darin, so lässt sich Generalvikar Kollig verstehen, zuerst Gottes Präsenz in der Welt zu entdecken, sie in sich vibrieren zu lassen, um schließlich darauf mit einem adäquaten Handeln zu reagieren.

Mit seinem zweiten Aspekt tritt Generalvikar Kollig für eine ausgeprägte Charismenorientierung ein. Kirche, die

sich als »Volk Gottes unterwegs« verstehe, müsse sich darauf besinnen, »dass alle Getauften Geistesgaben empfangen haben und dass es zum Wesen von Kirche gehört, zu entdecken, wer welche Gabe empfangen hat«. Diese Orientierung an den Charismen der Menschen soll das ehrenamtliche Wirken einer Gemeinde bestimmen, nicht die bedarfsmäßige Besetzung von Diensten und Ämtern. »Statt: ‚Ich habe einen Aufgabenkatalog und dafür suche ich Ehrenamtliche‘, heißt es nun: ›Ich finde Menschen und schaue, was sich daraus an Aufgaben entwickelt.«

Unter Drittens hebt Generalvikar Kollig die Beziehungsfähigkeit Gottes hervor: Glaube als Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch. »Es ist unsere Aufgabe, diese Beziehung Gottes mit den Menschen darzustellen«, leitet Kollig einen Auftrag für Christen in der Welt ab. Da Gott vorbehaltlos in jede Beziehung gehe, allen Ja sage und für alle da sei, sollten auch katholische Christen in ihren Gemeinden in dieser Offenheit Beziehung gestalten. »Statt: ›Du musst all das können, damit ich mit Dir in Beziehung trete‹ heißt es: ›Wir sind da und sagen ja, zu dem, was ist.« Der vierte Aspekt dreht sich um die Glaubwürdigkeit christlicher Gemeinden, die vor allem durch Integrität – echt sein –, Integration – zusammenführen und einbeziehen – und Interaktion – Interesse am Nächsten haben – erreicht werden könne. In Fünftens rät Generalvikar Kol-

Themen

lig, jenseits dessen, was alles wünschenswert und sinnvoll wäre, nur das umzusetzen, was mit den Menschen vor Ort möglich ist. »Wenn wir Menschen über- oder unterfordern entsteht Frustration«, betont er. Ein einheitliches Handlungskonzept für alle Pfarreien entfällt damit genauso, wie die Idee, dass alle alles anbieten müssen. »Wenn der Prozess ‚Wo Glauben Raum gewinnt‘ sinnvoll sein soll, muss gewährleistet sein, dass am Ende die Menschen dort, wo sie leben, das tun, was sie können.«

Unter sechs und sieben spricht Kollig über die Binnen- und die Außensicht. Natürlich habe jede Pfarrei das Recht, seine Eigeninteressen zu vertreten. Allerdings ende dieser Anspruch immer dann, wenn die Unterstützung des Ganzen benötigt werde. »Dann muss ich versuchen, auch die Perspektive des Ganzen zu verstehen«, verlangt der Generalvikar. Daneben brauche es die Fähigkeit der Gemeinden, an das Denken und Sprechen der Gesellschaft anzuknüpfen, um mit der Botschaft Jesu Christi verstanden zu werden. »Der Pastorale Prozess wird nur dann gelingen, wenn wir lernen, an der Sprache und den Bildern der Gesellschaft mit unseren Argumenten anzuknüpfen.«

KONTROVERSE DISKUSSION

Wie sehr Generalvikar Kollig den Nerv der Teilnehmenden getroffen hat, lässt Elke Rehder erkennen. »Dieses Vertrauen, dass Gott da ist, immer bereit, uns zu unterstützen, dieses Vertrauen fehlt uns zu oft. Wir machen, machen, machen statt erst einmal zu schauen und zuhören.« Stefanie Kaune fühlt sich von der Idee der Charismenorientierung angesprochen: »Wir konzentrieren uns meist auf das, was wir uns vorstellen statt die Menschen im Blick zu haben. Dabei würde es uns viel weiterbringen, wenn wir den, der vor uns steht, von dem wir das Gefühl haben, der sucht etwas, der möchte etwas einbringen, einfach fragen, was kann er und wie und wo könnte er sich engagieren.« Christoph Haller begrüßt den Appell für mehr Offenheit für die Begegnung mit der Welt: »Viele verwenden zu viel Energie und Kraft für die Struktur, da bleibt zu wenig für die Glaubensinhalte übrig.« Gerrit Pötter sieht im Aspekt des Zusammenführens einen zentralen Impuls: »Wir brauchen ein Umdenken, was den Sozialraum betrifft. Allein in meiner Pfarrei St. Matthias gibt es Menschen aus 108 Nationen.«

Wie kontrovers der Pastorale Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« in den Pfarreien vor Ort diskutiert wird, zeigt sich vor allem in dem sehr offenen Austausch in den Workshops am Nachmittag des Impulstages. In den Workshops geht es um Konkretes zu den Themen »Pastoralkonzept entwickeln« und »Pfarrei – Gemeinde – Ort kirchlichen Lebens«, um Geistliches zu »Taufbewusstsein stärken, Verantwortung fördern« und »Liturgie – liturgische Formen – kreative Liturgie« und um Programmatisches zu »Partizipation – Leitung – Verantwortung« und »Charismen entdecken«.

Deutlich wird: die Teilnehmenden suchen vor allem Orientierung in strukturellen Fragen. So bewegt sie die Frage

nach Leitung und Teilhabe im Pastoralen Raum oder nach dem künftigen Verhältnis von Laien und Priestern. Die Rolle der Pfarrer und Pfarrvikare scheint vielen noch unklar. Und auch die anstehende Kulturveränderung von einem vorherrschenden Priesterzentrismus zu neuen Leitungsmodellen wird thematisiert: »Es ist nicht leicht«, heißt es da, »das seit Jahrzehnten antrainierte Denken, dass der Pfarrer das erste und letzte Wort hat, abzulegen und neue Leitungsmodelle einzuüben.«

Teilnehmende sprechen von der Überforderung der ehrenamtlichen Entscheidungsträger in der Entwicklungsphase: »Wir haben den Eindruck, die Pastoralen Mitarbeiter schweben über uns allen und nehmen uns vor Ort nicht wahr.« Bezogen auf eine Äußerung über harte Auseinandersetzungen in den Prozessgremien, kommt es zur Erwiderung: »Wenn unsere Pastoralausschüsse als Kampfgebiete wahrgenommen werden, in denen Besitzstände der Pfarreien verteidigt werden müssen, funktioniert der Pro-



Oben: Erzbischof Heiner Koch nahm am Impulstag »Kirchenentwicklung« teil.

Unten: Teilnehmer mit Karte der Standorte der Muttersprachlichen Gemeinden

35 PASTORALE RÄUME

ENDE DER FINDUNGSPHASE: DAS ERZBISTUM BERLIN HAT SICH ENTSCHIEDEN

Gut fünf Jahre ist es her: mit seinem Hirtenbrief zum Advent 2012 kündigte der damalige Erzbischof von Berlin, Kardinal Rainer Maria Woelki, den pastoralen Veränderungsprozess »Wo Glauben Raum gewinnt« an. Seitdem ist das Erzbistum Berlin auf dem Weg.

Die Findungsphase wurde mit dem Jahreswechsel abgeschlossen. 105 Pfarreien haben sich zu 35 Pastoralen Räumen zusammengefunden. Die Pastoralen Räume bestehen jeweils aus zwei bis fünf Pfarreien. Von der Fläche bildet Stralsund/Rügen/Demmin mit mehr als 4.000 Quadratkilometern den größten im Erzbistum. In ihm leben rund 6.450 Katholiken. Mit elf Quadratkilometern ist Berlin Wilmersdorf-Friedenau zwar der flächenmäßig kleinste Pastorale Raum, allerdings zählt er mit mehr als 20.000 Katholiken zu den größten. Fürstenberg-Neuruppin verzeichnet mit rund 2.080 Katholiken auf 1.928 Quadratkilometern die wenigsten katholischen Christen im Erzbistum. Mit mehr als 26.000 katholischen Christen auf 25 Quadratkilometern bildet Berlin Tiergarten-Wedding den katholikenstärksten Pastoralen Raum.

Einen »weißen Fleck« gibt es nach wie vor auf der Bistumskarte, Heilige Familie in Prenzlauer Berg. Aber auch Heilige Familie geht keinen Sonderweg, wie Markus Weber, Leiter der Stabsstelle »Wo Glauben Raum gewinnt«, betont: »Auch Heilige Familie beginnt einen inhaltlichen Entwicklungsprozess, zunächst mit den Orten kirchlichen Lebens auf Pfarreigebiet wie der Caritas und der Studierendenseelsorge. Als Ziel halten wir daran fest, dass auch diese Pfarrei als dann zukünftige Gemeinde, Teil einer neuen Pfarrei wird. Dafür werden wir uns aber gemeinsam Zeit nehmen müssen.«

Interessant: einige Pastorale Räume ragen über die politischen Landesgrenzen. In den Pastoralen Räumen Berlin-Buch – Bernau – Eberswalde und Berlin-Spandau – Falkensee – Dallgow-Döberitz haben Pfarreien aus Berlin und Brandenburg zusammengefunden. Insgesamt sind es acht Pastorale Räume, die Berliner und Brandenburger Gebiet verbinden. Und auch die Grenze zu Vorpommern bildet für die beiden angrenzenden Pastoralen Räume Hoppenwalde/Pasewalk und Prenzlau – Templin – Schwedt kein Hindernis.

Ein Großteil der Pastoralen Räume befindet sich bereits in der Entwicklungsphase. Alle weiteren starten in den kommenden Wochen und Monaten. Mit Tiergarten-Wedding hat der erste Pastorale Raum bereits das zweite Jahr der Entwicklungsphase mit einem Pastoralkonzept abgeschlossen. Mit St. Franziskus ehemals Reinickendorf-Nord ist bereits die erste neue Pfarrei aus dem Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« hervorgegangen.

zess nicht.« Auch vom Erzbischöflichen Ordinariat wird Entwicklung erwartet und zwar von institutioneller Verfestigung und bloßem Gegenüber zum Dienstleister und partnerschaftlichem Miteinander. »Wenn das Erzbischöfliche Ordinariat sich nicht als Unterstützer und Begleiter der Gemeinden sieht, dann stellt es sich selbst in Frage«, so eine Position.

IMPULSTAG HINTERLÄSST SPUREN

Was das Pastoralkonzept betrifft, kommen Fragen zu Aufbau und Inhalt. »Die Pfarreien brauchen doch erst einmal Zeit, um sich zu beschnuppern«, besteht die Meinung, dass das zweite Jahr der Entwicklungsphase zu früh sei, um ein Pastoralkonzept zu erstellen, »da kann man doch noch keine gemeinsame Vision entwickeln«. Viele beschäftigt die Unterschiede von Pfarreien, Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens. »Eine Gemeinde hat keine territorialen Grenzen«, wird hier zum Beispiel erklärt, »die Gläubigen entscheiden für sich, welcher Gemeinde, sie angehören wollen.« Zudem kommt die Frage, was passiert, wenn in einer Gemeinde die wöchentliche Sonntagsmesse nicht mehr gefeiert werden kann. Ebenfalls unklar: wie Orte kirchlichen Lebens in eine neue Pfarrei eingebunden werden können: »Sollen die Orte kirchlichen Lebens im Pastoralkonzept nur wahrgenommen werden oder soll darin konkret formuliert werden, was dort stattfinden soll?« So mancher sieht das Beteiligungsprinzip in Gefahr, wenn es nur noch einen Kirchenvorstand in einer neuen Pfarrei geben soll. »Das können bei diesen Größen der Pastoralen Räume Ehrenamtliche kaum leisten, das geht doch nur mit hauptamtlicher Unterstützung.« Immer wieder artikuliert sich die Sorge vor Zentralisierung und Verlust von Heimat: »Wird die Gemeinde vor Ort in diesen großen Räumen nicht zu leblosen Gebilden?«

Eins ist sicher: Dieser »Impulstag Kirchenentwicklung« hat Spuren hinterlassen und wird nachwirken, in den Gemeinden vor Ort wie auch bei den Verantwortlichen des Erzbistums, die zahlreich als Ansprechpartner vertreten waren. Vor dem Schlusseggen resümiert Generalvikar Kollig: »Der Prozess wird uns dann gelingen, wenn er uns innerlich freier macht, freier dazu, auch das als sinnvoll und gut anzunehmen, was ungewohnt und unangenehm sein kann, weil wir nicht mehr nur auf die Oberfläche schauen, sondern die Freiheit besitzen, die Dinge in ihrer Tiefe zu betrachten.«

Der Workshop
»Taufbewusstsein
stärken« thematisierte
die Taufwürden: König,
Priester und Prophet.



Konstantin Manthey

STADT – LAND – KIRCHEN

Ende des vergangenen Jahres kam beim Kunstverlag Josef Fink aus dem Allgäu der zweite Band der langjährigen Kunstbeauftragten des Erzbistums Berlin Frau Dr. Christine Goetz und des Weimarer Fotografen Constantin Beyer heraus. Damit setzten die Kunsthistorikerin und der Bildgestalter erneut ein breit angelegtes Vorhaben um. Im Dezember 2015 erschien bereits im selben Verlag das Buch »Das Sichtbare und das Unsichtbare, Kunst und Kirche im Erzbistum Berlin«. Damals lag der Fokus der Texte und Bilder auf eine Auswahl der herausragenden Kunstwerken im Bereich unseres Bistum.

Mit »Stadt – Land – Kirchen« wurde nun die Außenhülle der Kirchbauten und deren Bezüge zu ihrer (städte-)baulichen Umgebung in den Blick genommen. Dabei entschied man sich zuerst für die geografische Einteilung anhand der drei Regionen der Diözese als Hauptrahmen. Ausgehend von Berlin werden Brandenburg und Vorpommern ebenso beleuchtet. Der umfangreichste Berlinteil ist darüber hinaus von den Anfängen mit St. Hedwig bis hin zu den großen Wohnsiedlungen der 1970er bis 80er Jahre chronologisch sortiert. Weiterhin werden besondere Bauformen, wie Kirchen in Blockbebauung oder aber auch architektonische Solitäre u.a. thematisiert. Über 60 ausgewählte Beispiele zeigen eindrucksvoll die Vielfalt der regionalen Sakralarchitektur. Dabei umfasst die Hauptphase für den katholischen Kirchenbau in der Region ab ca. 1870 nicht vielmehr als 100 Jahre.

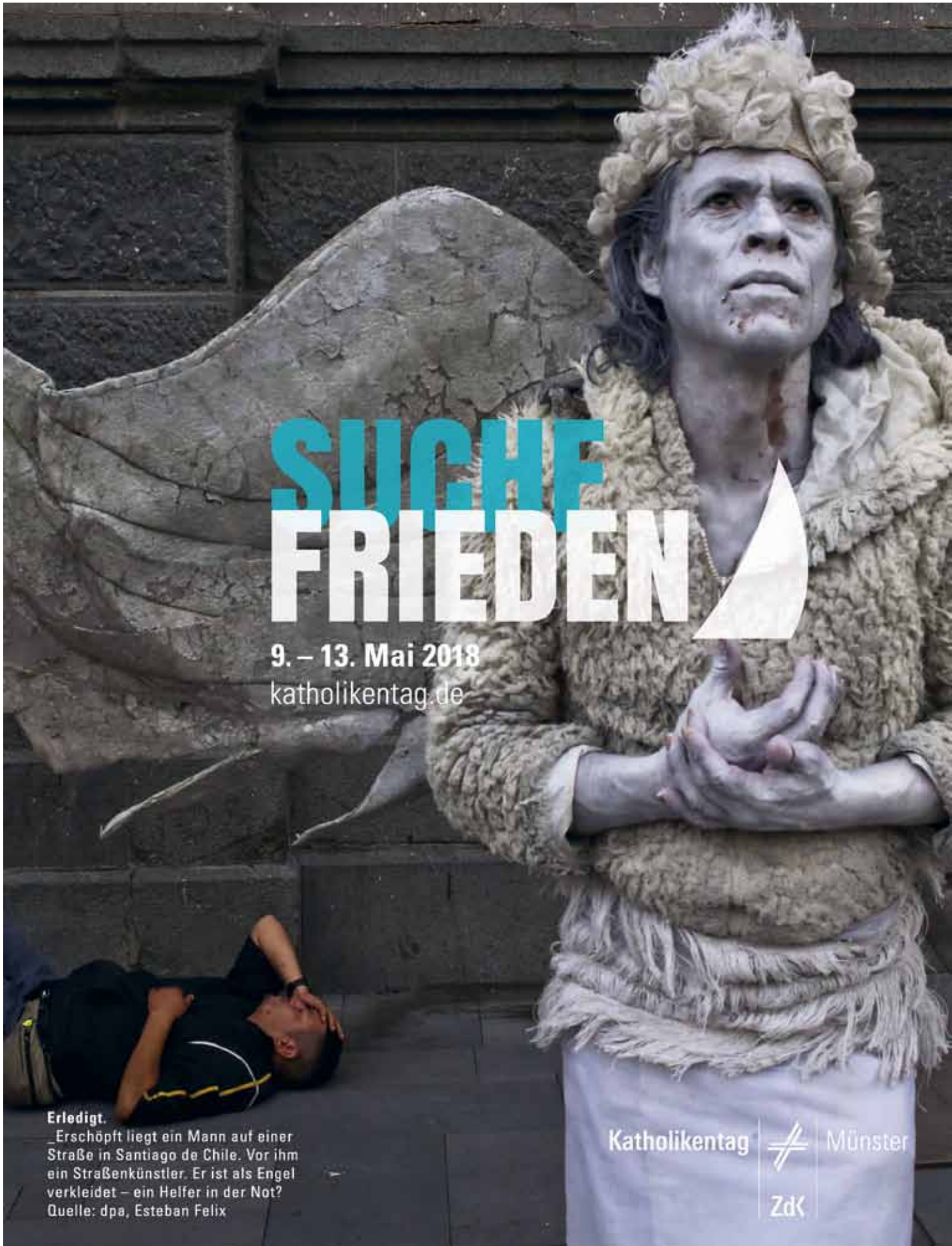
Mit den prägnanten und knapp gehaltenen Texten liefert Christine Goetz eine wunderbare Einführung zu jeder einzelnen Kirche und schafft es deren Besonderheiten hervorzuheben. Illustriert mit unverstellten und sehr qualitätsvollen Fotoaufnahmen erhält der Leser einen überzeugenden Eindruck von der Sakralbaukunst, die vom Fläming bis hin zur Ostsee reicht. Dank einer klaren Struktur bietet das Buch verschiedenen Lesergruppen einen kurzweiligen Einblick. Für den Einen wird es zu einem Reiseführer, dem Anderen dient es als Nachschlagewerk. Zu welchem Zweck man auch die 14,80 Euro investiert, man wird es nicht bereuen. Eine Lese-reise vom »Pantheon für die Römisch-Katholischen« über ein »reizvolles Grundstück« und einem »Gesamtkunstwerk« bis hin zum »Tropfenförmigen Neubau«.

Dieses Buch ist die Visitenkarte für die bauliche Vielfalt und Wertigkeit unserer Kirchen.

Konstantin Manthey ist Referent in der Katholischen Akademie in Berlin

Christine Goetz und
Constantin Beyer
Stadt – Land – Kirchen
Verlag Josef Fink
2017





SUCHE FRIEDEN

9. – 13. Mai 2018
katholikentag.de

Erledigt.

„Erschöpft liegt ein Mann auf einer Straße in Santiago de Chile. Vor ihm ein Straßenkünstler. Er ist als Engel verkleidet – ein Helfer in der Not? Quelle: dpa, Esteban Felix“

Katholikentag



Münster

ZdK

101. DEUTSCHER KATOLIKENTAG IN MÜNSTER 9.–13. MAI 2018

BISTUMSSTAND AUF DER KIRCHENMEILE

Das Erzbistums Berlin präsentiert sich mit dem Motto Welt.Kirche.Berlin auf der Kirchenmeile am Schlossplatz. Im Erzbistum leben Katholikinnen und Katholiken aus zahlreichen Ländern. Sie eint der Glaube – gelebt in bunter Vielfalt der Traditionen und Kulturen. Unter Mitwirkung der Muttersprachlichen Gemeinden wird darüber am Bistumsstand einiges zu erfahren sein. Am inhaltlichen Programm wirkt der Diözesanrat im Erzbistum Berlin an zwei Veranstaltungen mit:

Podium

Sa 11:00 **Klimaschutz, Globalisierung, Flüchtlinge**

– 12:30 **Europas Beitrag, weltweite Herausforderungen zu meistern**

Begrüßung: Dr. Wolfgang Plehn, Berlin

Kurzreferat: Prof. Dr. Ottmar Edenhofer, Direktor des MCC und
Chefökonom des PIK, Potsdam

Weitere Podiumsteilnehmende:

Elmar Brok MdEP, Europapolitiker, Bielefeld

Rebecca Harms MdEP, Politikerin und Landschaftsgärtnerin, Brüssel/Belgien

Erzbischof John Cardinal Ribat MSC, Erzbischof von Port Moresby,
Papua-Neuguinea

Weihbischof Dr. Bernd Uhl, Freiburg im Breisgau

Moderation: Petra Pinzler, Berlin

Anwalt des Publikums: Mathias Hübscher, Berlin

Musik: Los Masis, Sucre/Bolivien

► Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Berlin

MCC Halle Münsterland, EG, Eingang Congress Centrum, Weißer Saal,
Albersloher Weg 32 (55 / H7)

Großes Podium

Sa 16:30 **Gewaltspiralen durchbrechen**

– 18:00 **Menschenrechte als Ressourcen des Rechtsstaats**

Einführung: Prof. Dr. Dr. h.c. Heiner Bielefeldt,

Theologe und Philosoph, Erlangen

Weitere Podiumsteilnehmende:

Prof. Dr. Herta Däubler-Gmelin, Juristin, Dußlingen

Joachim Herrmann MdL, Innenminister, München

Karoline Preisler, Initiatorin eines Nachbarschaftstreffs, Barth

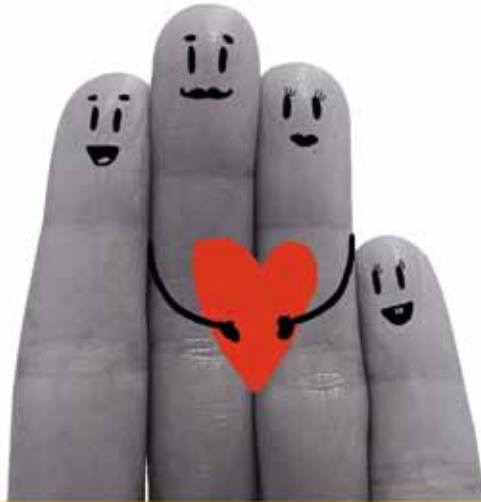
Susanne Sander, Deutsches Institut für Community Organizing, Berlin

Moderation: Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl, Berlin

► Justitia et Pax mit Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Berlin

Fürstenberghaus, 1. OG, F1, Domplatz 20–22 (5 / E3)

Familienwallfahrt



Erzbischöfliches Ordinariat
 Dezernat II Seelsorge
 030/32684 186
christoph.kiessig@erzbistumberlin.de
www.erzbistumberlin.de/familienwallfahrt

Sonntag, 1. Juli 2018 | Alt-Buchhorst

Senioren Wallfahrt

Mi, 27. Juni 2018 Alt-Buchhorst



1943-2018
 75. Todestag des Seligen
 Bernhard Lichtenberg



"Wie Gott will." Bernhard Lichtenberg

Zu allen Zeiten standen Heilige für Gerechtigkeit ein und auf. Spielerisch alte und neue Pfade dieser Gerechtigkeit zu entdecken und zu gehen, wird die Aufgabe der Jugendlichen auf dem Bistumsjugendtag sein.

Dieses jugendliche Engagement wollen wir als Veranstalter wertschätzen: Wir haben uns als Ziel gesetzt, pro Teilnehmer/Teilnehmer eine MISEREOR-2-Euro-Spendenpatenschaft zu vermitteln. Dazu brauchen wir Sie!

Werden Sie 2-Euro-Pate und unterstützen Sie Kinder weltweit. Sie helfen damit konkret und würdigen gleichzeitig Jugendliche unseres Erzbistums in ihrem Engagement!

www.bistumsjugendtag.de
www.2-euro-helfen.de
(Vermerk: BJT Berlin 2018)

MISEREOR
IHR HILFSWERK

SAINTS AUF DEM PFAD DER GERECHTIGKEIT

BISTUMSJUGENDTAG
15.-17. Juni 2018 • Zinnowitz

ANMELDUNG & INFOS:
www.bistumsjugendtag.de





Wallfahrt

der pastoralen Dienste

Mittwoch, 19. September 2018
nach Fürstenwalde, Dom St. Marien